2607
9D9

Preis 50 Pfennig der Band.

ENGELHORNS
allgemeine
ROMAN-BIBLIOTHEK.

NEUNZEHNTER JAHRGANG.

Band 15.

Deutsche und polnische Liebe.

Von

Fritz Döring.

Alle 14 Tage erscheint ein Band.

Man abonniert in allen Buchhandlungen.

State
University
of Iowa
Libraries

PT2607
O39D4

3 1858 008 129 490
main Deutsche und polnische Liebe./Dorin
g, Fritz.
PT 2607.O39 D4 /*c.1

Date Due

MAR 15 2001			
~~MAR 1 2001~~			
PRINTED IN U. S. A.		CAT. NO. 23233	

STATE UNIVERSITY
OF IOWA
LIBRARY

133 C

* Engelhorns *
Allgemeine Roman-Bibliothek.
Eine Auswahl der besten modernen Romane aller Völker.
19. Jahrgang. Band 15.

Deutsche und polnische Liebe.

Von

Fritz Döring.

Stuttgart 1903.
Verlag von J. Engelhorn.

STATE UNIVERSITY OF IOWA LIBRARIES

Alle Rechte, namentlich das Übersetzungsrecht, vorbehalten.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

PT 2607
039 D4

I.

Joachim Heinrichs Abenteuer.

Erstes Kapitel.

Spätfrühling war's. Auf den Straßen Berlins spielten die Kinder, auf der Spree zogen die großen Kähne mit fröhlichen Wimpeln dahin, und wo Balkone die schnurgerade Straßenfront einmal durchbrachen, wiegten sich Topfblumen mit kärglichem Grün in der Sonne.

An der Ecke der Friedrichstraße standen zwei junge Männer. Der Belle-Alliance-Platz lag vor ihnen. Die weißen Bildwerke schimmerten durch die Bäume, um den Springbrunnen johlte die liebe Straßenjugend, und mitten darein klang das Rasseln der Wagen, das Läuten der Bahnen, das monotone Rufen der Händler.

Noch kämpfte das letzte blasse Tageslicht mit der Dämmerung, aber schon flammten die Lichter auf. In gewaltigem Zuge, als ginge es bis in die Unendlichkeit so weiter, zogen sie sich in zwei Reihen die endlose Straße entlang.

„Also auf morgen!" sagte nach längerem Schweigen der eine der beiden jungen Männer. „Und grüß mir Stefan schönstens! Er soll nicht vergessen, daß wir Freitag Sitzung haben. Dein Omnibus wird ja jeden

State University of Iowa
LIBRARIES

Augenblick kommen. Ich hab' noch stramm zu tun heut'. Addio!"

Er ging. Der andre nickte ihm nach, sah um die Ecke und zündete sich, als sein Omnibus noch immer nicht erscheinen wollte, eine Zigarette an.

Es war ein hübscher, ansehnlicher Mensch. Ohne daß er Anspruch auf irgend eine spezielle Schönheit machen konnte, war seine ganze Erscheinung sympathisch. Man vertraute ihm sofort. Man sah ihm an, er war kein Spielverderber. Er konnte fröhlich sein, und er mochte ebensogut auch im Ernstfalle mitsprechen können. Wie er wartend jetzt an der Ecke stand, den leichten Sommerpaletot nicht zugeknöpft, den Handschuh nur halb über die Hand gestreift, maß ihn manch wohlwollender Blick.

Endlich kam der Omnibus, der ihn die ganze Friedrichstraße hinaufführen sollte, in Sicht. Auf dem Deck des mächtigen Rumpelkastens saß einer neben dem andern — natürlich, wer würde an solchem Frühlingsabend auch ins Innere kriechen! Es war ärgerlich. Aber was half's!

Mit leichtem Sprunge schwang sich der junge Mann hinauf. Und er hatte Glück. Denn gleichzeitig ward einer der beiden Stehplätze neben der nach oben führenden Treppe frei. So konnte er doch die frische Luft genießen.

Das Innere des Wagens war bis auf ein altes zusammengebücktes Frauchen leer. Dann stieg eine Dame auf. Sie sah sich um, zuckte leise die Achseln und nahm schließlich eben doch im Wagen selbst Platz.

Der junge Mann draußen auf dem Perron hatte kaum hingesehen. Er löste seine Fahrkarte, gab ein

Trinkgeld extra und freute sich des mächtig pulsierenden Lebens, an dem er vorüberglitt.

Der Schaffner störte ihn: „Verzeihung, mein Herr — haben Sie vielleicht für zwanzig Mark Kleingeld?“

„Für zwanzig Mark? Glaub's kaum. Aber ich will nachsehen.“

Er zog das Portemonnaie.

„Tut mir leid. Bring' ich nicht zusammen.“

Der Schaffner wandte sich kopfschüttelnd in den Wagen zurück. „Ich bedaure sehr, meine Dame, aber ich kann nicht wechseln.“

„Ja, lieber Gott, ich hab' doch keine kleinere Münze!“

Der Schaffner zog die Schultern hoch.

„Was tun wir denn da?“

„Ich möcht' Sie ... Sie ja mitfahren lassen, meine Dame — aber wenn die Kontrolle kommt — — man ist doch schließlich Beamter —“

„Also —?“

„Es wird schon nichts helfen, Sie werden wohl aussteigen müssen.“

„Aber ich komme ja schon zu spät. Kann denn niemand wechseln?“

Hilfesuchend sah sie sich um. Das alte Frauchen zu fragen, war doch vergeblich.

Der junge Mann draußen hatte zugehört. Er winkte den Schaffner zu sich heran.

„Wie weit fährt die Dame? Für zehn Pfennig?“

„Jawohl, mein Herr.“

„Hier! Wollen Sie ihr ein Billett geben!“

Der Schaffner riß eins ab. Als er es der jungen

Dame gab, ward sie purpurrot und zögerte, es zu nehmen. In tödlicher Verlegenheit sah sie nach draußen.

Der junge Mann zog mit einer Verbeugung den Hut und grüßte in den Wagen hinein.

Er wäre vielleicht selbst in das Innere gegangen und hätte ein paar Worte gesprochen, aber ihm gegenüber stand ein Lehrjunge, der ein großes Paket vor sich hatte und die enge Passage damit noch mehr verbaute.

So ließ er es bei dem höflichen Gruße bewenden.

Das Mädchen wußte noch immer nicht recht, was tun. Sie hielt das Portemonnaie in der Hand, zerknitterte das Billett und konnte ihre Verlegenheit nicht verbergen. Man merkte es ihr an, wie peinlich die Situation ihr war. Noch immer wollte das brennende Rot nicht von ihrem Antlitz weichen.

An der nächsten Ecke sprang der Lehrjunge mit seinem Paket ab. Der Platz draußen ward frei.

Und plötzlich war die junge Dame drinnen aufgestanden, hatte den eben freigewordenen Platz eingenommen und sagte mit einem leichten Neigen des Hauptes: „Ich bin Ihnen großen Dank schuldig, mein Herr, daß Sie sich meiner so liebenswürdig annahmen."

„Aber, mein gnädiges Fräulein," fiel der junge Mann halb verdutzt ein, „ich bitte Sie ... diese Kleinigkeit ... es war mir wirklich ... ein Vergnügen und — eine Ehre" (— halt! dachte er bei sich, das ist zuviel!) — „ich meine, so etwas kann einen tatsächlich in tragikomische Situationen bringen."

„Ja," antwortete sie, „es ist sehr fatal. Sie werden mir erlauben, Ihnen mit bestem Danke die kleine Schuld abzutragen."

„Auch eine Schuld!“ lachte er. „Zehn deutsche Reichspfennige!“

Sie wurde jetzt freier und fröhlicher.

„Wer den Pfennig nicht ehrt“ — gab sie zurück. „Sie kennen doch das Sprichwort?“

— „ist des Talers nicht wert. Aber leider kommt es auf das Wertsein heutzutage nicht immer an.“

Er hatte sie inzwischen genauer betrachtet und wunderte sich jetzt, daß sie ihm nicht sofort, als sie den Wagen betreten hatte, aufgefallen war. Sie hatte eine schlanke, biegsame Gestalt, und an der Art, wie sie sich hielt, erkannte man sofort das Kind aus gutem Hause. Blaugrau das Auge, mit einem ehrlichen Ausdruck, aber die langen Wimpern, die gleichsam hastig und erschrocken es oft beschatteten, ließen es hie und da scheu erscheinen.

Es war eine kurze Pause eingetreten.

„Wenn ich nur wüßte ... Sie können das unglückselige Geldstück doch auch nicht wechseln ... es ist wirklich drollig.“

„Aber warum zerbrechen Sie sich über solche Lappalie den Kopf, meine Gnädigste? Ist die Sache denn gar so schlimm? Sie werfen eben am nächsten Sonntag das Doppelte des Fahrgeldes in die Armenkasse. Dann beruhigt sich Ihr Gewissen.“

„Ja, und Sie? Ich kann doch nicht ... das Geld ...“

Sie ward wieder rot und sprach den Satz nicht zu Ende.

Er verbeugte sich sehr reserviert und antwortete: „Wenn die kleine Schuld Sie so außerordentlich drückt — bitte! Ich würde vorschlagen, die fragliche

Summe von zehn Pfennigen bei der Reichsbank zu hinterlegen, aber ich fürchte, sie wird nicht akzeptiert."

Jetzt mußte sie lächeln.

„Wenn Sie so gütig wären, mir Ihre Adresse zu geben — ich würde sofort morgen . . ."

„Per Postanweisung die Summe an Sie absenden," vollendete er lachend. „Pardon, mein gnädiges Fräulein, aber ebenso wie Sie Ihre Schuld an mich entrichten wollen, ebenso hege ich den Wunsch, daß das Objekt von zehn Reichspfennigen von keiner Seite überschritten wird. Die Postanweisung kostet jedoch nicht nur Porto, sondern auch das Bestellgeld — ich bitte Sie!"

Sie sah es selbst ein. Unschlüssig drehte sie das Portemonnaie hin und her. Plötzlich warf sie den Kopf leicht empor und sagte: „Wenn ich fragen darf — wo steigen Sie aus?"

Alles andre hätte er erwartet; das nicht.

„Wo ich aussteige? Mittelstraße. Ich weiß nur nicht —"

„Ja," gab sie zurück, „Sie erlauben mir dann vielleicht, daß ich mir im nächsten Geschäft das nötige Kleingeld besorge. Ich wollt' so wie so gleichfalls an der Mittelstraße aussteigen."

„Wie Sie wünschen," erwiderte er höflich.

Das Gespräch war damit abgeschnitten. Der Wagen füllte sich und hatte bereits die Leipzigerstraße hinter sich gelassen. Der Menschenstrom, der auf den Trottoirs hin und her wogte, nahm ständig zu.

Der junge Mann ließ vom Omnibus herab seine

Blicke nach beiden Seiten schweifen. Aber das Leben und Treiben machte ihn nicht mehr so fröhlich.

Er ärgerte sich. Er ärgerte sich geradezu schändlich über sein Gegenüber. Warum nahm sie das alles so schwer und so wichtig? Sie hätt' es ja kaum schlimmer machen können, wenn sie ihn absichtlich hätte kränken wollen!

Und sie gefiel ihm. Gerade weil sie ihm so gefiel, ärgerte er sich. Wenn er verstohlen seinen Blick auf ihrem Antlitz und ihrer Gestalt ruhen ließ, wurmte es ihn am meisten. Bei einer Wendung ihres Hauptes hatte er entdeckt, daß sie prächtiges aschblondes Haar hatte, das in einen einfachen Knoten geschlungen war. Ihre Stirn war nicht hoch; auch nicht ein einziges Härchen ringelte sich darauf hernieder. Das Haar mußte vorn wohl glatt zurückgestrichen sein.

Das war ihm wieder sympathisch, denn die Brennscheren wollten ihm unnütz und schädlich scheinen. Am häufigsten jedoch — er machte sich fast Vorwürfe — blieb sein Blick auf ihrer — Nase haften. Diese Nase war ganz unauffällig, sie paßte völlig ins Gesicht, war weder zu groß noch zu klein — und so hatte er sie zuerst auch gar nicht beachtet. Erst allmählich sah er, wie fein und zart sie modelliert war. Einer seiner Freunde pflegte zu sagen: jeder Mensch hat mindestens *einen* Schönheitsfehler, und bei neunundneunzig von hundert ist es die Nase. Es gibt Millionen auffällige, charakteristische Nasen, aber nur wenige wirklich schöne.

Er mußte jetzt halb lächelnd an das Wort denken. Und dann blickte er vorsichtig prüfend noch einmal

hinüber. Ja, das war eine schöne Nase! Schade, daß sein Freund nicht dabei war.

„Mittelstraße!“ rief der Schaffner und zog den Glockenriemen, daß der Kutscher halte.

Also hier war es. Halb belustigt, halb ärgerlich stieg er ab. Er wollte ihr behilflich sein, aber sie stand bereits neben ihm.

Jetzt war sie doch verlegen. Hier mitten auf der Friedrichstraße an der Seite eines wildfremden Menschen —!

Vorsichtig, um nicht überfahren zu werden, schritten sie über den Straßendamm, auf das jenseitige Trottoir. Beide schweigend.

Er hatte die Lippen leicht zusammengepreßt. Es war auch wirklich zu dumm! Wegen ganzer zehn Pfennige! Nein, das war beinahe taktlos von ihr! Und dabei ein so feines, liebes Geschöpf.

Als hätte ein flüchtiger Blick ihr seine Gedanken verraten, senkte sie das Haupt. Und instinktiv bog sie in die Mittelstraße ein und ging vorwärts, bis der Lärm geringer ward.

„So!“ sagte sie dann und blieb stehen.

Er hatte eine Wolke auf der Stirn.

„Sie wollen also jetzt in ein Geschäft treten und das Geld wechseln, meine Gnädige?“

„Ja!“ antwortete sie. Doch als ob ihr das selbst jetzt töricht vorkäme, ward sie unsicher.

Sie standen vor einem Laden.

Er sah, wie sie sich zusammennahm.

„Wenn Sie also einen einzigen Augenblick warten wollen —.“

„Nein.“

Erstaunt sah sie auf.

„Und weshalb nicht?"

„Weil ich leider . . . keine Minute Zeit habe."

„Sie setzen mich da in Verlegenheit, mein Herr."

„Darf ich ein offenes Wort reden, gnädiges Fräulein?"

„Bitte schön!"

An ihrer Linken ging er jetzt langsam dahin.

„. . . So lassen Sie mich Ihnen sagen, daß Sie mich durch die Art, wie Sie diese kleine Gefälligkeit, die ich Ihnen leisten durfte, zur Staatsaktion machen, fast kränken könnten. Es würde mich nicht kränken von einer Dame, die — sagen wir: den unteren Ständen angehört. Denn ihr würde es heilige Pflicht sein, wenigstens würde sie es glauben, mir den Groschen zurückzugeben: In unsern Kreisen ist dieses peinliche Bestrebtsein, die Lappalie zu begleichen, ein großes Mißtrauensvotum — und das schmerzt mich, obwohl ich nicht die Ehre habe, Sie zu kennen. Verzeihung, daß ich es wage, so zu sprechen — ich täte es nicht, wenn mir die ganze Geschichte . . . nicht ein wenig nahe ginge. Übrigens darf ich Sie versichern, meine Gnädige, daß das nicht etwa eine Weigerung sein soll, die ‚Schuld' zurückzunehmen. Bitte schön! Sie würden mich jedoch zu Ihrem Schuldner machen, wenn Sie mir diese offenen Worte nicht übel deuteten."

Das junge Mädchen hatte zugehört, ohne mit der Wimper zu zucken. Nur noch etwas höher richtete sie sich auf, und die schmale behandschuhte Hand griff fester um die Krücke des Sonnenschirmes.

Als sie antwortete, kam es ihm vor, als hätte er eine Torheit begangen. So sicher, so ganz Dame

war sie gerade in diesem Augenblick. Wieder sah er: das Kind aus gutem Hause.

„Sie haben mir einen Dienst erwiesen, mein Herr, und dafür bin ich dankbar. Vielleicht . . . ersehen Sie es daraus, daß ich Sie ausreden ließ und die aufgeworfene Frage überhaupt diskutierbar finde. Sie dürfen mir glauben, daß jede Absicht einer Beleidigung mir fern lag. Ich hätte wahrlich keinen Grund dazu. Aber ebensowenig dürfte ein Grund vorhanden sein —"

Sie schwieg.

„— sich einen Dienst gefallen zu lassen," sagte er. „Gnädiges Fräulein wollten so schließen? Sie haben gewiß recht!"

Er hatte jetzt wirklich gekränkt gesprochen, denn im Augenblick, als sie abbrach, glaubte er ein leises hochmütiges Schürzen der Lippen zu bemerken. Und als er das letzte Wort sagte, dachte er: der Karren ist gründlich verfahren.

Aber die junge Dame sah ihn plötzlich an und schüttelte den Kopf.

„Nein," sagte sie —, „nun sind Sie wirklich böse, und das wär' schlechter Dank von mir. Noch einmal: ich wollte Sie nicht kränken. Und da Sie fort müssen und ich schließlich wohl einsehe, daß es mit der Rückzahlung der Schuldenlast doch nichts wird, so lassen Sie mich also noch einmal schön danken."

Sie streckte ihm die Hand hin. Er umfaßte die schmalen Finger und schüttelte sie.

„Nun also quitt! Ich werde Ihren Rat befolgen und am Sonntag der Armenkasse zwanzig Pfennig opfern."

Es leuchtete plötzlich lustig in seinen Augen auf. Und als sie mit freundlichem Gruße nun gehen wollte, sagte er: „Nein, gnädiges Fräulein — jetzt protestiere ich."

„Was ... heißt das?"

„Daß ich jetzt auf Rückzahlung der Schuld bestehe."

„So? — Ich meine, das hätten wir einfacher haben können, und die Sache wär' längst erledigt. Sie konnten Zeit sparen."

„Ja," antwortete er, „anfangs wär' das gut und schön gewesen, wenn Sie selbst von vornherein diesen Ausweg — den natürlichsten — eingeschlagen hätten. Ein Wort des Dankes — die Geschichte war erledigt, aber Sie kränkten mich, und das forderte Sühne. Seien Sie gerecht!"

„Da möcht' ich nur wissen, was nun herauskommt. Wie gesagt, ich bitte um Ihre Adresse, damit ich Ihnen den Betrag zustellen kann."

Er schüttelte den Kopf.

„Es würde zu spät werden. Ich ... ich bin nämlich ... nicht Berliner. Der Himmel weiß, ob ich noch einmal im Leben hierher komme. Morgen abend schon reise ich ab. Wohl für immer. Ich werde nie im Leben die Ehre haben, Sie noch einmal wiederzusehen."

Sie lächelte.

„Mit andern Worten: die Schuld muß heute beglichen werden."

„O nein. Sie kann es morgen."

Fast heftig richtete sie sich auf.

„Sie wollen damit sagen, mein Herr —?" Das war die große Dame wieder, die Respekt heischte.

„Gnädiges Fräulein," antwortete er etwas unsicher, „hier stehen zwei Menschen, die Geschick, Zufall, Fügung oder wie Sie's nennen wollen, merkwürdig zusammengeführt hat. Wir sollen diese Fügung nicht eigenmächtig kreuzen. Ein Tag nur ist mir noch gegeben. Und wo die Romantik der Großstadt wahrlich so dünn gesät ist —"

Sie schüttelte den Kopf und unterbrach ihn.

„Die Romantik ist ungesund, wenn sie Alltagskost wird. Es muß ein Sonntagstündlein sein, ein kurzer Zufall. Der ist da — nehmen Sie eine freundliche Erinnerung mit an eine Dame, die Ihnen dankbar ist. Und dabei lassen Sie es bewenden."

„Aber wenn ich morgen abfahre, wie kann diese Romantik Alltagskost werden, diese harmlose Romantik? Lassen Sie mich meine Bitte doch aussprechen, Gnädigste: Sie die Königstochter, ich ein irrender Prinz. Und die Königstochter ist gütig, sie zeigt sich dem Prinzen noch einmal, bevor er auf Wanderschaft geht — auf eine Wanderschaft, von der er nie zurückkehrt."

„— und überreicht ihm ein Zehnpfennigstück!" sagte sie lachend. „Das wär' die Prosa in der Poesie."

„Wir nennen es Wegzehrung," antwortete er bittend. „Dann ist die Poesie gewahrt. Königstochter, wann darf der Prinz die Wegzehrung in Empfang nehmen?"

Sie konnte nicht böse werden, so bescheiden war der Ton, in dem er fragte.

Einen Augenblick sah sie ihn an. Auch sie mußte wohl sein sympathisches, ehrliches Gesicht bezwingen. Denn nicht kalt abweisend, sondern beinahe traurig sagte sie: „Was müssen Sie von mir denken!"

„Sie tun mir heute zum zweitenmal weh," gab er zurück. „Und wenn Sie mich ... so taxieren, dann allerdings ... dann möcht' ich Ihnen nicht lästig fallen."

Unentschlossen stand er einen Augenblick.

Ihr Antlitz hatte sich inzwischen leicht gerötet. Und je länger die Pause währte, desto röter ward es nur.

„Ich weiß," erwiderte sie stockend, „daß ich ... die größte Dummheit meines Lebens begehe. ... Morgen nachmittag bin ich ... in der Tiergartenstraße. Ich komme ... gegen vier Uhr an der Matthäikirchstraße vorüber. Wenn Sie dann die Schuld in Empfang nehmen wollen —"

„Ich bin Ihnen dankbar, daß Sie mir vertrauen, — sehr dankbar!"

Ein herzlicher Ton ließ sie aufblicken.

„Aber nun gestatten Sie mir, gnädiges Fräulein, — und Verzeihung, daß es nicht früher geschah — mich vorzustellen. Mein Name —"

„Nein! Nein! Nein!" protestierte sie, fast erschrocken abwehrend.

Er wurde verlegen.

„Es wäre ja nur deshalb geschehen," entschuldigte er sich, „damit die Erinnerung an ein Symbol knüpfen kann, an einen bestimmten Schall und Laut. Und nun werde ich Ihren Namen niemals erfahren, und schlägt er einst an mein Ohr, so werde ich nicht wissen, daß es der Ihre ist."

„Nein!" antwortete sie bestimmt.

„Dann wird es bei der Königstochter bleiben. Und das ist so unbestimmt. Ich muß etwas haben, wo-

mit sich das Gedenken verknüpft. Darf ich auch nicht einmal Ihren ... Vornamen wissen? Bitte, bitte, nicht übelnehmen — er kann ja falsch sein — wie Sie wollen."

Da lachte sie heimlich vor sich hin.

„Wie heißt es bei Heine?: Ich bin die Prinzessin Ilse ..."

„— und wohne im Ilsenstein. Eurer Königlichen Hoheit untertänigsten Dank. Joachim Heinrich heiße ich."

„Der rechte Name für einen Prinzen. Aber nun genug! Und noch eins: Sie werden mir niemals nachforschen. Ich gehe dorthin, Sie dahin."

Er atmete tief.

„Niemals!"

„Ich danke!"

„Und ich darf Sie ... nicht begleiten?"

„Sie haben Ihre Minute Zeit so wie so überschritten, und ich die meine auch."

„... daß wir noch ... über morgen reden könnten," sagte er zögernd.

Sie wurde rot und hatte eine Falte auf der Stirn.

„Nein!" antwortete sie. — „Es könnte mir sonst leid tun."

Sie neigte das Haupt zum Abschied. Und er zog den Hut tiefer vor ihr, als es sonst seine Art war.

Zweites Kapitel.

Joachim Heinrich war ein glücklicher Mensch. Wenigstens sagten es alle seine Freunde. Er hatte

von Anfang an ein gutes Los gezogen, und Fleiß und Begabung machten es noch besser.

Er war aufgewachsen in einer märkischen Kleinstadt als einziges Kind seiner Eltern. Sein Vater war ein braver Kaufmann, der etwas Rührendes hatte. Und dieses Rührende war der Drang nach Licht, der Hunger nach Bildung, der ihn sein Leben lang nicht verlassen hatte. Er stand wohl hinterm Ladentisch, und ein hübsches Vermögen war der Beweis, daß er seinen Platz so gut wie nur einer ausgefüllt hatte — aber wenn's Feierabend wurde oder wenn Sonntags die Glocken der kleinen Stadt läuteten, dann saß er hinter den Büchern und las. Da war vornehmlich die deutsche Geschichte, die er studierte, die er nicht müde ward, in immer neuen Darstellungen zu genießen. Und mit welcher Begeisterung verweilte er bei den großen Taten der Jahrhunderte! Wenn er seinem Jungen von den Befreiungskriegen erzählte, von Blücher und Scharnhorst und Gneisenau, von dem Heldenmut der preußischen Landwehr, dann glühte sein Gesicht, und die Augen leuchteten, dann ballten sich die Hände, die Wochentags Kaffee wogen, fest zusammen, als packten sie ein Schwert, und der brave Kaufmann ward dann selber zum Marschall Vorwärts. Man sieht: er war ein wunderlicher Mensch. Und so komisch diese Begeisterungen des kleinen Mannes einen Fremden berühren mußten, so gläubig hing sein Kind an seinen Lippen. Er war es auch gewesen, der den Namen Joachim Heinrich für den Jungen durchgesetzt hatte. Es mußte doch etwas Apartes sein, etwas, das ein klein wenig hinwies auf große Männer der Geschichte, etwas, das nicht jedem beliebigen

Schlingel angehängt werden konnte oder angehängt wurde. Und so füllte er die Phantasie des Knaben mit den Bildern großer Helden und Fürsten, und wer weiß, welch verschrobenes Gewächs aus dieser Schule hervorgegangen wäre, wenn die praktische Mutter nicht immer gedämpft hätte.

Der offene natürliche Sinn des Kindes half ihr dabei. Sie war eine Frau, die gern derb zugriff, die von den Schwärmereien und Begeisterungen ihres Gatten nichts wissen wollte, der es wichtiger war, ob der Kaffee in die Höhe ging oder der Preis des Zuckers fiel. Den Bildungshunger kannte sie nicht. Die Bibel genügte ihr für die geistigen Bedürfnisse, und wenn sie auch ihren Mann nach Belieben schalten und walten ließ, so sorgte sie doch dafür, daß ein starkes Gegengewicht gegen seine Phantastereien erhalten blieb, und daß ihr Sohn über Helden und Heldentaten das praktische, nüchterne Leben nicht vergaß.

Was der Vater nicht gedurft hatte, durfte der Sohn: nach Herzenslust studieren. Und was konnte er wohl andres studieren als Geschichte! In Bonn, Berlin und Heidelberg lag er an den Quellen der Weisheit. Er verlor sich selbst nicht in seiner Studentenzeit. Mit dreiundzwanzig Jahren holte er sich den Doktorhut. Ein halbes Jahr später machte er das Staatsexamen — er konnte sich nun also als Probekandidat an irgend ein Gymnasium schicken lassen.

Aber da kam der väterliche Einfluß zum Vorschein. Es bäumte sich etwas in ihm auf dagegen, daß er nun Sextaner und Quintaner unterrichten solle. Uneins mit sich selbst fuhr er nach Hause. Sein Vater war

natürlich gleich Feuer und Flamme: das ginge selbstverständlich nicht, er müßte sich höhere Ziele setzen, er würde der Welt schon zeigen, was ein Joachim Heinrich vermöchte! Die Mutter jedoch schüttelte den Kopf und meinte, er solle hübsch da anfangen, wo andre auch begönnen, und im übrigen zusehen, wie der Karren liefe. Vorwärts könne man noch immer, aber zurück — das sei ein hartes Wort. Was er denn eigentlich plane?

Da rückte Joachim Heinrich denn heraus: er hätte eine wichtige historische Arbeit vor, die er beenden und der philosophischen Fakultät unterbreiten wolle, darauf hoffe er dann die venia docendi zu erhalten — denn die mündliche Prüfung, das colloquium, sei eine bloße Form — und dann wolle er sich als Privatdozent habilitieren.

Der Plan war nicht übel. Das gab schließlich auch die Mutter zu. Und Privatdozent klang um ein gut Teil besser als Probekandidat. Aber — aber! Die Sache war kostspielig. Ehe man außerordentlicher Professor wurde, konnte es lange dauern. Und wenn man es war, hatte man auch zum Leben zu wenig und zum Sterben zu viel. Denn von dem Hörergelde konnte man doch nur gerade die Zigarren bezahlen!

Da schüttelte die Mutter von neuem den Kopf. Der Vater jedoch nahm seinen Sohn beiseite und rechnete mit ihm einen ganzen Nachmittag. Er legte ihm die Vermögensverhältnisse bis ins Kleinste dar. Und das Resultat? Joachim Heinrich fiel seinem Vater um den Hals; er war wohlhabender als er's gedacht, und das Privatdozieren konnt' er aushalten.

Auch die Mutter beruhigte sich allmählich, denn er stellte ihr vor, daß er in der Not stets wieder zurück könne, um ein Gymnasium zu beglücken. So redete sie nichts mehr dazwischen.

Die große Arbeit forderte genauestes Quellenstudium und verzögerte sich. Fast gleichzeitig mit ihrem Abschluß starb Joachim Heinrichs Vater. Er hatte sich so sehr gefreut auf des Sohnes Antrittsvorlesung. Er wollte dazu extra im schwarzen Rock erscheinen. Er wollte so gern seinen Jungen einmal hören, wie er vom Katheder herab über die Befreiungskriege sprach. Noch auf dem Lager, das er lebend nicht mehr verlassen sollte, sagte er in freudiger Zuversicht: „Der liebe Gott wird mich nicht sterben lassen, ehe ich meinen Jungen gehört habe. Die Geschichte ist doch das Größte. Und von wem hat er die Liebe dazu? Von seinem alten Vater."

Aber der Himmel hatte es anders beschlossen, und Joachim Heinrich führte seine Mutter hinter dem Sarge. Sie wollte aus ihrer Kreisstadt nicht fort. Am allerwenigsten nach Berlin. Und gerade dort hatte Joachim Heinrich seine Arbeit eingereicht.

Es ging glatt und gut damit. Sie fand günstige Aufnahme. An einem Novembertage des Jahres, in dem er Siebenundzwanzig geworden, durfte der neugebackene Privatdozent seine Antrittsvorlesung in der alten Friedrich-Wilhelms-Universität halten.

Nun lag das erste Semester bereits hinter ihm. Er war zufrieden mit dem Erfolg und sah voll froher Hoffnung in die Zukunft. Wenn er nach dem Essen in seiner gemütlichen Junggesellenbehausung im Schaukelstuhl lag und seine Zigarre rauchte, kam es ihm oft

selber vor, als ob seine Freunde recht hätten und er ein glücklicher Mensch wäre. „Nur eine gute Frau brauchst du noch!“ pflegte Stefan zu sagen. „Und hast du die, so kannst du wahrlich den Göttern ein Opfer bringen, daß sie dein Glück nicht neiden.“

Joachim Heinrich lachte darüber. Er lachte darüber, denn er fühlte sich als Junggeselle sehr mollig und behaglich. Und ließ er im Geiste die Reihe derer, die er kannte, vorüberziehen, so schüttelte er mit froher Bestimmtheit bei jeder den Kopf. Es war alles nichts für ihn.

Nur eine Frau noch —!

Er dachte es auch heute, als er im Schaukelstuhl lag. Und plötzlich lachte er laut auf, trotzdem er allein war. Er hatte an gestern gedacht, an das wunderliche Abenteuer. Heut um vier Uhr sollt' er ja den Groschen holen, das Zehnpfennigstück.

Nur eine Frau noch —!

Wie wär's, Prinzessin Ilse? Es war ein drolliger Gedanke! Auf der Straße lernten gewiß nicht viele ihre zukünftige Frau kennen. Das war gewiß etwas Apartes.

Er lehnte sich zurück. Und lächelnd summte er vor sich hin:

„Ich bin die Prinzessin Ilse
Und wohne im Ilsenstein;
Komm mit nach meinem Schlosse,
Wir wollen selig sein.“

Wie spät war es doch? Drei? Um vier Uhr sollte er dort sein, an der Matthäikirchstraße. Nein, was war das für eine komische Geschichte! Ein Rendezvous wie ein Sekundaner oder ein Student im ersten Se-

meſter! Er war wirklich geſpannt, wie die Dinge ſich weiter entwickeln würden. —

Es ſchlug gerade vier Uhr, als Joachim Heinrich die Tiergartenſtraße entlang ſpazierte. Er mußte ſelbſt lächeln: ein Dozent, der das akademiſche Viertel nicht ausnutzte!

Der Tag war ſchön und ſonnig. Von den Tiergartenwegen tönte der Lärm der Kinder, das Rufen der Mädchen. Offiziere mit ihren Damen ſprengten die Reitwege hinunter. Faſt geräuſchlos rollten die Equipagen über die aſphaltierte Straße.

Joachim Heinrich hatte nicht lange Zeit, das alles zu beobachten. Denn nach wenigen Minuten ſchon ſah er die, welche er ſuchte.

Er freute ſich, daß ſie pünktlich war. Mit ſicherem Schritt, nicht zu ſchnell, nicht zu langſam, und mit der guten Haltung, die ihr eigen war, kam ſie näher. Sie trug ein helles Jackett, halb offen, das ſich glatt und feſt ihrer ſchlanken Geſtalt anſchmiegte.

Als ſie ihn erblickte, ſchoß ihr doch das Blut in die Wangen.

Er grüßte tief.

„Gnädiges Fräulein ſind wirklich ſo liebenswürdig —"

„Guten Tag!" ſagte ſie, ohne ihm die Hand zu reichen. „Ich hoffe, ich habe Sie nicht warten laſſen."

Er zog die Uhr.

„Pünktlichkeit iſt die Höflichkeit der Könige — und der Prinzeſſinnen. Hoheit ſind ſehr höflich."

Sie lächelte, ging aber nicht darauf ein.

„So laſſen Sie mich denn jetzt nachholen, was geſtern nicht anging und verſäumt wurde. Hier —"

Sie griff in das Billettäschchen und hielt zwischen Daumen und Zeigefinger ein Zehnpfennigstück in die Höhe.

„Und nochmals meinen besten Dank dazu!"

„Bitte recht schön!" lachte er und holte das Geldstück, es vorsichtig anfassend, zwischen ihren Fingern hervor. Die Spitzen der Finger berührten sich.

„Es ist der blankeste Groschen, den ich fand."

„So," sagte er plötzlich und hielt die Hand zurück, die eben nach dem Portemonnaie fassen wollte. „Der blankeste . . . dann haben Sie . . . danach gesucht?"

„Jetzt bauschen Sie eine Kleinigkeit zur Staatsaktion auf."

„Ja!" erwiderte er.

Und mit einem schnellen Blick auf ihr Gesicht nahm er ein Portefeuille aus der Brusttasche und verbarg das Zehnpfennigstück darin.

Sie zuckte leicht verlegen die Achseln.

„Warum tun Sie das?"

„Weil es kein gewöhnliches Geldstück ist."

Eine kurze Pause. Die junge Dame hob leicht ihren Schirm und besah die Krücke.

„Sie sollten keine Komplimente machen," sprach sie dann ruhig. „Auch nicht so versteckte."

„Und wenn es keins wäre?"

„Oho, Sie scheinen Übung zu haben. Denn Ihre Antwort war ein zweites und größeres. Aber — ich meine, weshalb tun Sie das? Ich hab' einen Seitensprung gemacht, den die Konvention nicht erlaubt. Jeder Schritt, den ich hier neben Ihnen gehe, sagt es mir von neuem. Und nun hör' ich das gleiche, was ich sonst auch höre. Sie hätten das Zehnpfennig-

stück sofort zu den andern ins Portemonnaie stecken sollen. Sie würden sich dadurch zu Haus eine Arbeit erspart haben."

Er sah sie an.

„Man muß Sie viel belogen haben, gnädiges Fräulein."

„Vielleicht," gab sie zurück.

Sie waren an die Königgrätzerstraße gelangt. Die Pferdebahn klingelte vorüber. Drüben stieg das Brandenburger Tor auf.

Die junge Dame blieb halb unentschlossen stehen.

„Sie wollen mir Gelegenheit geben, mich zu verabschieden," sagte er etwas resigniert.

Sie knöpfte am Handschuh.

„Ich kann ... über den Potsdamer Platz ... nicht gut in Begleitung gehen."

„So lassen wir den Platz liegen."

„Es ist mein Weg."

„Gnädiges Fräulein —?"

„Ja —"

„Es ist sonnig und schön heut. Haben Sie keine Sehnsucht nach Wipfelrauschen?"

„Und wenn ich sie hätte —?"

„Der Tiergarten liegt vor uns ... Pardon, vor Ihnen. Sie wären gewiß hineingegangen, wenn ich Unglücksmensch nicht gewesen wäre. Es schmerzt mich, daß ich Sie um eine Stunde Tiergartenpoesie bringen muß."

„Wenn man dem Teufel den kleinen Finger gibt," sagte sie lächelnd, „so will er die ganze Hand. Wenn Sie nicht zufällig heut abend für immer abführen, so würden Sie mir erzählen, morgen um Vier wäre

der Tiergarten so herrlich, daß ich ihn durchaus sehen müßte. Hab' ich recht?"

„Ich kann nur wieder mit einer Frage darauf antworten: Wäre das nicht verständlich und entschuldbar? Schließlich verlängert doch jeder Mensch das bißchen Glück, das ihm die Stunde beschert, so sehr er kann."

„Glück ..." sagte sie. „Sie brauchen große Worte. Aber wie dem auch sein mag, was bei Ihnen entschuldbar wäre, ist es nicht bei mir."

Er atmete tief auf.

„Wir fallen in den deutschen Erbfehler. Wir philosophieren, anstatt zu handeln, und vertrödeln die schönste Zeit. Gnädiges Fräulein, wie wär's mit dem Wipfelrauschen? Und darf ich mit? Sehen Sie nur, wie grün und sonnig es drüben ist."

Sie hatte die Schirmspitze zwischen zwei Steinplatten geklemmt und bohrte sie tiefer hinein. Als er schwieg, sah sie nicht in den Tiergarten, sondern in sein Gesicht. Es mochte ihr gehen wie gestern abend.

„Der zweite Schritt ist leichter als der erste," antwortete sie und nickte, — „es ist gut, daß der zweite der letzte ist."

Und ohne mehr zu sprechen, ging sie quer über die Straße fort und in den Park.

In freudiger Erregtheit schritt er neben ihr. Ihre Größe stimmte gut zueinander. Wir gäben tatsächlich ein nettes Paar, dachte Joachim Heinrich. Und in der fröhlichsten Stimmung begann er zu erzählen, bunt durcheinander, von seinem Vaterhaus und der Studentenzeit, von seinen Wünschen und

Zielen, wie er jetzt lebe und was seine Freunde dazu sagten.

Sie hörte zu, lächelte, warf ein Wort ein, fragte. Stundenlang hätt' er so reden können. Denn sie verstand es gut, zuzuhören, ohne sich viel einzumischen. Als sie dann gar die Entdeckung machten, wie viel gemeinsame Lieblinge sie hatten, wurden sie ordentlich vertraut und schwatzten und lachten, als wären sie die ältesten Freunde. Die merkwürdige Situation hatten sie beide vergessen. Hatten vergessen, daß sie wildfremd eigentlich hier nebeneinander durch den Tiergarten liefen, und daß sie auseinandergehen würden, ohne sich je wiederzufinden.

Nur einmal zuckte das Mädchen zusammen. Zwei Offiziere bogen in ihren Weg ein.

„Bitte," sagte sie hastiger, als er es bisher von ihr vernommen, „wir wollen hier gehen!"

Und sie schlug einen Seitenpfad ein.

Er sah sie erstaunt an; ein leichter roter Schimmer lag auf ihrem Gesicht, und es dauerte einige Minuten, ehe das Gespräch wieder in Fluß kam.

So waren sie tief hineingekommen in den herrlichen Park. Es ward plötzlich dämmrig; der Himmel bezog sich; durch die Wipfel lief ein murrendes Rauschen.

Und als wär's im April, ging mit einem Male ein Regenschauer nieder, daß es von den Blättern tropfte und im Laube platschte.

„O weh," sagte die junge Dame kläglich, „da straft der Himmel meinen Leichtsinn gleich. Wo sind wir denn eigentlich?"

Er sah sich um und wußt' es selbst nicht recht.

„Ich bin untröstlich, gnädiges Fräulein, daß durch meine Schuld — — aber sagen Sie selbst, wer hätte denn bei dem köstlichen Sonnenschein daran denken können! Ob hier nicht ein Haus in der Nähe ist?"

Unschlüssig waren sie stehen geblieben und sahen sich um. Aber nirgends ein schützendes Dach in Sicht.

„Wenn ich wenigstens eine Droschke hätte —!"

„Soll ich suchen gehen? Vielleicht find' ich doch eine."

„Haben Sie denn wenigstens eine Ahnung, in welcher Richtung ungefähr die Droschken stehen?"

Er mußte zugeben: „Nein!"

„Dann hat es keinen Zweck. Also mit Würde sich ins Unvermeidliche schicken. Der Sonnenschirm schützt schon etwas. Und der Baum dort läßt auch nicht viel durch."

Sie raffte ihr Kleid und sprang mehr als sie ging unter das Laubdach.

Er war ihren Bewegungen gefolgt. Die Art, wie sie ihr Kleid leicht und graziös schürzte, hatte ihn entzückt.

Er war in diesem Gedanken und in freudiger Bewunderung stehen geblieben.

„Aber Herr des Himmels," rief sie ihm zu, „Sie werden ja pudelnaß, wenn Sie noch lange zögern."

„O, es geht schon ... danke sehr ... Hauptsache ist, daß Sie trocken bleiben. Und wie ich sehe ..."

„Sie dürfen beruhigt sein in Ihrem Gewissen," lächelte sie und sah nach oben. Den Sonnenschirm hatte sie aufgespannt.

Es war eine Stille, in die nur das Rauschen des Regens fiel. Die bisher belebten Wege waren in

wenigen Minuten glatt gefegt: kein Menſch mehr weit und breit zu ſehen. Als ob die Erde ſie verſchluckt hätte.

Das Rauſchen ward ſtärker. Joachim Heinrich fühlte, wie die Tropfen an ihm herabrannen. Schon zweimal hatte er ſeinen Stand gewechſelt und ſich vorſichtig die Stelle ausgeſucht, über der das Blattwerk ihm am dichteſten dünkte — aber es half wenig.

Die junge Dame hatte es mit angeſehen.

„Ein Prinz im Regen!“ lachte ſie. „Wollen wir als ehrliche Abenteurer den Schirm teilen? Vielleicht ſchützt er uns beide.“

„Aber gnädiges Fräulein — —“

„Wenn Sie nicht wollen!“

„Natürlich will ich! Aber Sie müſſen unbedingt ... unbedingt die größere Hälfte haben.“

„Eine komiſche Situation,“ ſagte ſie, als ſie dicht beieinander, jeder zur Hälfte, unter dem kleinen Sonnenſchirm ſtanden.

„Sehr drollig,“ nickte er. „Für Romantik iſt geſorgt. Aber Ihre Schulter wird naß, Gnädigſte.“

Er drängte den Schirm mehr hinüber, daß ſie eng aneinander waren.

Und plötzlich, ſcherzhaft, meinte er: „Jetzt fehlt nur noch, daß ich zu ſingen anfange.“

„Zu ſingen?“

„Ja. Das wundervolle Burnsſche Lied:

‚O ſäh' ich auf der Heide dort
Im Sturme dich, im Sturme dich,
Mit meinem Mantel vor dem Sturm
Beſchützt' ich dich, beſchützt' ich dich!‘

Sie kennen es natürlich?“

Als er begann, hatte sie den Kopf nach der andern Seite gedreht. Ihr wundervolles aschblondes Haar sah er jetzt ganz nah. Es war feinfädig. Es mußte so weich sein . . .

„Beschützt' ich dich . . ." wiederholte er. „Es ist herrlich, nicht?"

„Ja," sagte sie, ohne ihm das Gesicht recht zuzuwenden.

Und das „Ja" kam seltsam gepreßt heraus, mit einem leisen, kaum merkbaren Zittern in der Stimme.

Da stutzte er und ward ganz still. Bis jetzt war er ganz harmlos gewesen — nun mit einem Male fühlte er, wie seltsam das alles war: er hier ganz mutterseelenallein mit einer jungen Dame, eng beide aneinander gedrängt unter dem kleinen Schirm, niemand ringsum, nur das leise Raunen der Wipfel und das Rauschen des Regens — und doch da drüben, nicht allzuweit, die Millionenstadt mit ihrem Lärm und Leben . . .

Und als auch er still geworden, mochte die ganze Situation für die junge Dame noch beklemmender sein. Denn sie fühlte wohl, daß jetzt auch er dieses Zusammensein als sonderbar . . . als so . . . so merkwürdig empfinde.

Aber sie wagte es nicht, auch nur um Haaresbreite sich zu wenden und von ihm fort zu treten; denn ihr war, als müßte sie dadurch erst recht zeigen, wie verwirrt sie sei.

So waren sie still und standen reglos. Nur ihren Atem hörten sie gegenseitig.

Joachim Heinrich suchte danach, was er reden könnte, ohne es zu finden. Denn auch er war ver-

wirrt. Ihn verwirrte das Haar, das reiche, aschblonde, und die ganze junge schmiegsame Gestalt.

Unablässig ging es durch seinen Arm und seinen Körper wie ein elektrischer Strom, obwohl ihre Arme sich kaum merklich berührten.

Und je länger er stand und je länger das drückende Schweigen dauerte, umsomehr erfüllte ihn eine zitternde Sehnsucht, ein einziges Mal im Leben diese schlanke Gestalt an sein Herz zu drücken, daß nur einmal, sekundenlang, dieses zarte Haupt friedlich an seiner Schulter ruhe — hier in dieser Einsamkeit, wo nur Wind und Regen dazu tönen und rauschen würden . . .

„Mir kommt vor," sagte er, „als wäre man ein ganz andrer, wenn man plötzlich so losgelöst ist aus dem Lärm und dem Getriebe der übrigen Menschen und allein auf sich gestellt ist."

Er sprach leise, so als müßte sich die Stimme dem Rauschen droben anpassen.

Sie erwiderte nichts.

„Als wären wir nicht mehr wir selber, nicht mehr Menschen vom Ende des neunzehnten Jahrhunderts, nicht mehr aus Berlin — sondern als wären wir so schon einmal vor Jahrhunderten und Jahrtausenden zusammengewesen. Wir haben unsre Namen von damals vergessen und wir wissen unsre Namen von heute nicht. Aber wir erinnern uns beide. . . . Was waren wir wohl?"

„Ich weiß es nicht," sprach sie ebenso leise. „Sie träumen."

„Dann will ich Sie erinnern. . . . Ich war Aneas, der irrende Prinz. Und das Schicksal führte mich zusammen mit Ihnen auf kurze Zeit. Sie waren Dido,

die wunderschöne Königin von Karthago. Kennen Sie die Geschichte?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Und eines Tages ritten wir aus mitsammen, und das Gefolge verlor sich. Wir plauderten lustig. Karthagos mächtiges Leben lag hinter uns — wir kamen in weite Einsamkeit, durch die nur ein Rauschen ging. Das war das Meer, das sich gegen die Klippen warf. Und da überraschte uns ein Unwetter. Ratlos sah die wunderschöne Königin gen Himmel. Ich hob sie vom Pferde. Wir banden die Pferde an und flüchteten so schnell als möglich in eine Grotte, die uns notdürftigen Schutz gewährte. Und in dieser Grotte . . . in dieser Grotte . . ."

Er stockte.

„Äneas und Dido schieden für immer," sagte er.

Sie mußte die Geschichte doch kennen, denn als er von der Grotte sprach, hatte sie das Haupt noch mehr zur Seite gedreht. Aber an ihrem Ohr sah er, daß sie rot sein mußte, denn ihr Ohr, in dem der winzige Ohrring steckte, glühte förmlich.

„Was Sie . . . für eine Phantasie . . . haben," sprach sie gepreßt. Es war ein verunglückter Versuch, harmlos zu scherzen.

„Die hab' ich. Ich bin Äneas, der irrende Prinz, und Sie sind . . . Sie sind Dido."

Ein schweres Schweigen.

Seine Sehnsucht hatte ihn ganz umsponnen und band seine Scheu.

„Dido!"

„Es regnet . . . bald weniger," sagte sie, und die Worte schienen ihr Mühe zu machen.

„Königin von Karthago ... wunderschöne Königin!"

Sie zuckte zusammen. In der Bewegung berührten sich ihre Arme stärker. Und da hielt es ihn nicht: plötzlich, aber doch leise und in seltsamer Scheu hatte er sich herübergebogen und küßte ihr Ohr, ihr Haar.

Es war ein Augenblick. Sie war zusammengezuckt wie unter einem Schlage und instinktiv zur Seite getreten.

Da stand sie, zitternd, das Haupt gesenkt — nichts mehr von der „Dame".

Joachim Heinrich war gleichfalls halb erschrocken zurückgetreten, so daß nun ein größerer Zwischenraum zwischen ihnen war. Und wie Sekunde um Sekunde verstrich, ohne daß einer sprach, ward es ihm noch schwüler.

Lieber Gott, er war doch sonst nicht so. Aber es fiel ihm aufs Herz, als hätt' er mit dem flüchtigen Kuß ein Majestätsverbrechen begangen. Er hatte so das Gefühl; er hatte wirklich etwas wie Gewissensbisse.

Wenn sie nur reden wollte, nur ein Wort sagen! Alles andre hätt' er eher und leichter ertragen als diese ängstliche Stille.

Er hüstelte leise. Er trat von einem Fuß auf den andern.

Vergebens!

Da raffte er sich auf. Er ging in kurzem Bogen herum, daß er vor ihr stand und nun ganz ihr Gesicht sah.

Fast jäh wandte sie es weg. Und wie festgewurzelt blieb Joachim Heinrich einen Augenblick stehen. Denn die Sekunde hatte genügt, ihm zu zeigen, wie zwei schwere Tränen in ihren Augen standen. Und

dieſes Geſicht! Dieſes Geſicht, auf dem Scham und Schmerz, halber Trotz und daneben ein ängſtlich Glück ſtritten! —

Er wußte in dieſem Augenblick, daß er dieſes Mädchen liebte! Oder vielmehr: er wußte es nicht, er fühlte nur, wie es ihm warm und kalt ward.

Und ſcheu wie ein Verbrecher ſchlich er hin und her, ſchlich er an ſie heran.

„Gnädiges ... Fräulein ...“

Der Himmel mochte wiſſen, wie die Worte herauskamen! Das „Gnädige“ paßte ihm gar nicht. Er konnte nicht alles ſo hineinlegen. Aber aus ſeiner zitternden Stimme mochte ſie doch alles leſen, Reue und Liebe, und daß er kein ſchlechter Kerl ſei.

Langſam wandte ſie das Haupt. Es blieb jedoch geſenkt. Und nun ſah er, wie die beiden Tränen hinabrollten und zwei andre folgten.

Das gab ihm den Reſt. Er quälte ſich, etwas zu reden, was ſo gut und innig ſei, aber er fand es nicht.

„Wollen Sie ... mir ... nicht die Hand geben?“

Die Worte ſollten ſeine Bitte um Verzeihung ſein. Sie faßte ſie wohl auch nicht anders auf. Die Hand jedoch gab ſie ihm nicht, ſondern ſagte: „Sie mögen wohl recht haben. Eine Dame, die ... die ſolche ... Torheit begeht wie ich heut' ... die achtet man ja nicht.“

Es war eine ſchmerzliche Bitterkeit und doch auch eine verſteckte flehende Bitte in den Worten. Die flehende Bitte: ſag mir, daß du nicht übel von mir denkſt.

„Warum kann ein Menſch dem andern nicht ins

Herz sehen?" antwortete er einfach. „Sie würden dann nicht so traurig sein."

„Es schmerzt mich ... von Ihnen. Die Romantik geht in Tränen und Schmerzen aus. Es ist Zeit, daß das Abenteuer endet."

„Nicht Abenteuer!" sagte er entschieden. „Und es soll nicht ausgehen. Ich wollt', es wäre nur ein Anfang."

Sie lächelte trübe.

„Fräulein ... Ilse! Liebes Fräulein ... Ilse — glauben Sie mir doch, daß ich ein ehrlicher Mensch bin. Aus dem ... Abenteuer von früher ist Ernst geworden ... ich weiß selbst nicht, wie schnell das kam. Aber mir ist, als könnt' ich ... könnt' ich gar nicht mehr von Ihnen fortgehen. Ich hab' Sie so sehr ... liebgewonnen ... so sehr ... gerade als ich ... Sie weinen sah ... verzeihen Sie mir ... und Sie dürfen nicht böse sein. Sie sollen mir ja nicht sagen, daß Sie mich auch ... mich auch ein bißchen ... gern haben — nein ... nur daß Sie mir doch glauben."

Sie wurde abwechselnd rot und blaß.

„Sprechen Sie nicht so!" stieß sie hervor.

Er neigte stumm das Haupt.

Drüben kam, auf einem Nebenwege, ein Junge daher. Den Rockkragen hatte er hochgeschlagen, und vergnügt pfiff er durch den allmählich aufhörenden Regen.

Als hätte dieses Menschenkind der jungen Dame die Haltung zurückgegeben, richtete sie sich auf.

„Mein lieber Freund," sagte sie, „wir wollen keine neuen Torheiten auf die alten häufen. Es sind wahr-

lich genug. Ich glaube Ihnen und werde ohne Reue an diese Augenblicke und an Sie zurückdenken. Sie haben mir eine schöne Geschichte erzählt: von Äneas und Dido. Und Sie schlossen die Geschichte mit den Worten: ‚Äneas und Dido schieden für immer.‘ Das soll jetzt auch hier der Schluß sein!“

Sie streckte ihm die Hand hin.

„Aber vielleicht ... vielleicht ... ich glaube wirklich, die Geschichte hab' ich falsch erzählt. Der Schluß lautet: Sie gingen zusammen nach Karthago zurück, und der irrende Prinz ward König an der Seite der wunderschönen Königin.“

„Nein,“ antwortete sie mit seltsamem Lächeln. „Sie irren sich doch. Die beiden trennten sich, und Dido gab sich freiwillig den Tod, einmal weil Äneas gegangen war, und dann: um den Bewerbungen eines andern zu entgehen.“

Ihre Lippen zuckten bei den letzten Worten.

„Übrigens,“ fügte sie hinzu, „was sollen die alten Geschichten! Leben Sie wohl!“

Eine Angst packte ihn, sie zu verlieren.

„Und nie, nie, nie soll ich Sie wiedersehen? Mein ganzes Leben nicht?“

„Nie!“

„Nicht morgen, nicht übermorgen ...? Bitte, nur einmal noch, nur morgen!“

„Sie sind morgen fort von hier. Sie sagten es wenigstens. Oder haben Sie mich damit betrogen?“

Er wurde rot, neigte das Haupt. Wie ein Schulbube, dachte er. Aber er sagte leise: „Ja! Ich ... wohne in Berlin.“

„Also doch. — Es ist gut!“

„Vergeben Sie mir, daß ich gestern ... die Unwahrheit sprach."

„Es ist vergeben, da Sie selber es eingestanden. Aber umso notwendiger wird es, daß ein Ende gemacht wird. Denken Sie meiner in Ihrem späteren Leben freundlich, und mög' Ihnen der Himmel alles Glück schenken. Bald, glaub' ich, wird dies seltsame Abenteuer uns beiden wie ein Traum erscheinen. Zwei Seelen, die sich einen Augenblick zusammenfanden — und dann für immer auseinander gingen."

Sie zögerte einen Augenblick.

„Es hat aufgehört zu regnen," sagte sie dann und schloß den Schirm.

Der kleine Junge war längst vorüber. Es war wieder Einsamkeit um sie beide.

„Enfin, mein Prinz — auf Nimmerwiedersehen!"

Er ergriff die dargebotene Hand und drückte sie einen Augenblick krampfhaft.

„Auf Nimmer — wieder — sehen!"

Und sie ging.

Aber nach drei Schritten wandte sie sich noch einmal. Ihr Gesicht war leicht gerötet.

„Ein Versprechen noch: Sie werden mir nie nachforschen, in keiner Weise ...?"

Es saß ihm im Halse.

„Nie!" sagte er.

„Und Sie werden jetzt dort hinuntergehen, und ich nach jener Seite — ich bitte darum!"

„Ja!" sagte er.

„Ich danke Ihnen!"

Wie es kam? Keines wußt' es wohl. Aber mit einem Male lag Mund auf Mund.

Es war ein Abschiedskuß — ein Kuß, der deutlicher von dem Nimmerwiedersehen sprach als jedes Wort. In einen einzigen Augenblick drängte sich Wonne und Weh eines Lebens zusammen.

Wortlos machte sich das Mädchen frei. Mit gesenktem Haupte, ohne sich umzusehen, ging sie ihren Weg, und kurz darauf er den seinen.

Noch ein paarmal wandte er den Kopf. Er sah ihre ganze Gestalt — jetzt kamen die Büsche — jetzt schimmerte das helle Jackett noch hindurch! Ein Ruf erreichte sie noch — wenn er jetzt hinterdrein stürzte, holte er sie noch ein —! Und jetzt nichts mehr — nichts mehr! —

Joachim Heinrich war an diesem Abend in eine fröhliche Gesellschaft geladen. Er hatte bereits zugesagt.

Joachim Heinrich jedoch wurde in dieser fröhlichen Gesellschaft an diesem Abend vergebens erwartet.

Drittes Kapitel.

Es waren Monate vergangen. Der junge Privatdozent lebte noch immer in seiner behaglichen Junggesellenwohnung, und noch immer pflegten seine Freunde von ihm zu sagen, er sei ein glücklicher Mensch. Nur den Nachsatz, daß ihm zu alledem eine gute Frau fehle, sprachen sie nicht mehr aus, denn dann ward Joachim Heinrich unwirsch und blieb es für den ganzen Tag.

Weshalb, wußte eigentlich keiner. Und ganz zuletzt mochte er selbst sich kaum noch dessen bewußt

werden, was ihm die Stimmung verdarb. Es stieg ihm nur so eigentümlich auf und erfüllte ihn, ein unendliches Sehnen und Verlangen nach etwas Verlorenem und doch nie Besessenem. In solchen Augenblicken wußte er, daß er doch wohl kein glücklicher Mensch war, daß ihm das Beste fehlte, daß ihn zuzeiten eine gewisse Unstete vom Schreibtisch fort und hinaustrieb in die Straßen und Gassen.

Er bereitete für den Winter ein großes fünfstündiges Kolleg vor: Geschichte des deutschen Volkes von den Befreiungskriegen bis zu den Märztagen des Jahres 1848. Es war ein Wagnis für einen jungen Dozenten. Möglicherweise las er vor leeren Bänken. Aber er wollte es riskieren. Die Ausarbeitungen waren im großen und ganzen fix und fertig. Er studierte jetzt nur noch des genaueren die Literatur, die so ungeheuer viel zum Fortgang der freiheitlichen Bewegung in jener Zeit beigetragen. Und eines Nachmittags — Oktobersonne fiel durch die Scheiben und blitzte an den Beschlägen des Schreibtisches und im Rahmen der Spiegel — nahm er Heinrich Heine vor. Er schlug auf. „Harzreise" — Ja! Und hier —

Er ließ den Band sinken. Mit geschlossenen Augen lehnte er sich in den Sessel zurück. Unbeweglich blieb er so eine ganze Zeit.

Dann sprach er vor sich hin, was er eben gelesen:

„Ich bin die Prinzessin Ilse
Und wohne im Ilsenstein,
Komm mit nach meinem Schlosse,
Wir wollen selig sein."

Lebendig, als wäre es heute gewesen, wuchs sein Abenteuer vor ihm auf. Er sah den Omnibus dahin-

rumpeln, er hörte sie reden, er sah sie, wie sie ihm an der Matthäikirchstraße entgegenkam, mit dem hellen Jackett, er vernahm über sich das Rauschen von Wind und Regen im Tiergarten, er küßte wieder ihren Mund, heiß und schmerzlich beim letzten Auseinandergehen . . .

Und ihre ganze zärtliche Gestalt erschien ihm, wie sie sich trug und hielt, wie wundervoll ihr aschblondes, einfach zurückgenommenes Haar, wie fein und zart die Nase — aber immer, wie er sich auch quälte, sah er daneben die Augen mit den zwei schweren Tränen und sah er die jähe Bewegung des Kopfes . . . dies Gesicht voller Scham und Schmerz und ängstlicher Liebe.

Gerade das hatte ihn nicht nur bezwungen in jenem Augenblick — es verließ ihn auch später nicht. Es kam wieder in seinen Träumen, es verfolgte ihn. Er ward still, wenn es plötzlich in lustigem Kreise ihn ansah. Er legte die Feder fort, wenn es sich einschlich in seine Arbeitsstunden.

Die ersten Tage nach seinem Abenteuer wollte es überhaupt nicht weichen. Und es stürzte ihn in einen schweren Konflikt.

Er hatte versprochen, ihr nicht nachzuforschen. Aber mußte er denn dieses Versprechen halten? Es war ja geradezu verrückt, daß zwei Menschen, die sich liebten, eigentlich grundlos auseinander gehen sollten.

Grundlos? Gewiß! Denn welche Gründe konnte sie haben? War sie verheiratet? Unsinn! Verlobt? Auch nicht, denn ein Mädchen wie dieses war nicht dazu geschaffen, auch nur die leiseste Untreue zu begehen.

Was also in aller Welt sollte denn dieses schreck-

liche Versprechen? Es war wie ein erzwungener Eid, es war hinfällig, weil es so sinnlos war.

In dieser Art räsonierte Joachim Heinrich fortwährend. Und er kam doch nie eigentlich zu Rande, denn Versprechen blieb Versprechen. Erst später fiel ihm ein: Ja, wenn du dich selbst nicht daran kehren wolltest, wie willst du denn überhaupt in der Millionenstadt eine junge Dame suchen und ausfindig machen, deren Namen, deren Wohnung du nicht kennst?

Der Gedanke verblüffte ihn. Aber er wußte in der Tat keine Antwort. Sollte er eine Annonce in die Blätter rücken des üblichen Inhalts: Diejenige junge Dame, welche an dem und dem Tage ꝛc. —?

Oder an die Litfaßsäulen ein Plakat kleben lassen, auf dem in Riesenlettern stand: Prinzessin Ilse wird unter Chiffre so und so um Nachricht gebeten?

Das war doch völlig aussichtslos, denn selbst im Falle, daß sie es las — sie würde sich hüten zu antworten. Und außerdem wäre ihm das wie eine Entweihung vorgekommen.

Es blieb also nichts übrig, als sich zu bescheiden und von der schönen Verlorenen zu träumen. Er hatte das blanke Zehnpfennigstück aus dem Portefeuille genommen und eines Tages, als er gar zu unruhig war, zum Goldschmied getragen. Der mußte ein feines Kettlein darum legen und einen gläsernen Schutz. So wollte er es zum steten Gedenken an der Uhrkette tragen.

Aber er sah bald selbst ein, daß das zu auffällig wäre. Und so begnügte er sich, den „Talisman" in der kleinen Tasche zu tragen, wo er ihn hervorholen konnte, wann er wollte.

Natürlich war damit auch nichts erreicht, und in ewiger, so ganz hoffnungsloser Sehnsucht verzehrte er sich. Wenn der Zufall nicht von neuem half, dann war alles vergebens.

Joachim Heinrich versuchte wenigstens — halb unbewußt — diesen Zufall herbeizuführen. Sein Freund Stefan hatte ihn nie so oft zu Gesicht bekommen als gerade jetzt. Denn allabendlich sprang er fast auf den Omnibus, der die Friedrichstraße entlang fuhr, und seufzend stieg er an der Mittelstraße ab.

Nachmittags jedoch hatte er das lebhafteste Bedürfnis, etwas für seine Gesundheit zu tun, und spazierte dem Tiergarten zu, wobei er sich jedesmal eine gute Viertelstunde in der Nähe der Matthäikirchstraße aufhielt.

Alles umsonst. Oft sah er vor sich auf der Straße ein helles Jackett, dann schlug ihm das Herz wie ein Hammer, und schneller, als es mit seiner akademischen Würde eigentlich verträglich war, fegte er das Trottoir entlang. Aber wenn er dann nahe daran war, dann brauchte er der jungen Dame nicht erst ins Gesicht zu sehen. Ein Blick auf das Haar, auf Gestalt und Haltung genügte, und resigniert machte er kehrt.

Er verspottete sich selbst oft, und als so ein Tag nach dem andern verging, da schwand allmählich die Hoffnung. Die Arbeit trat wieder mehr in ihr Recht; die Bedürfnisse des Tages machten sich geltend. Und Joachim Heinrich fuhr nicht mehr allabendlich die Friedrichstraße entlang und spazierte nicht mehr nach dem Tiergarten. Er hielt im Sommersemester seine Vorlesungen, er wanderte im August durch Tirol, er bereitete sich jetzt für das Wintersemester vor — und

über alledem verlor sich langsam der Gedanke an die Unbekannte.

Man wird alt, dachte er eines Tages lächelnd und streckte die Arme aus. Vielleicht ist es meine Jugend gewesen, die mich noch einmal küßte und dann Abschied nahm. —

So begann der Winter. Die Züge des Bildes verwirrten sich immer mehr. Schleier legten sich darüber, Ranken umspannen es. Die vielen gesellschaftlichen Verpflichtungen des Winters, dann die Vorlesungen — der junge Dozent hatte kaum eine Stunde freie Zeit und mehr zu tun, als an Vergangenes zu denken.

Es war ein Donnerstag zu Anfang Dezember, als Joachim Heinrich im vorgeschriebenen Frack zum Diner fuhr. Es war das erste, das ein neuberufener berühmter Jurist gab. Um sich zu versichern, ob er auch den üblichen Obolus für den dienstbaren Geist bei sich habe, faßte er in die Westentasche.

„Nanu? Was ist denn das?"

Und am kleinen goldnen Kettchen holte er das blanke Zehnpfennigstück hervor. Es mochte monatelang hier sein Dasein gefristet haben.

Richtig — jetzt entsann er sich auch! In der ersten Zeit war's ja noch sein Talisman, den er stets bei sich trug und den er zum letztenmal bei einer Universitätsfeier eingesteckt hatte. Nachher war er verschwunden. Natürlich — denn im Sommer hatte er den Frack sonst nicht gebraucht.

Er lächelte und schob das kleine Ding in die Tasche zurück. Noch immer lächelnd stieg er die teppichbelegten Marmorstufen des vornehmen Hauses empor,

in das er geladen war. Ein Diener nahm ihm den Paletot ab.

Und dann —

Joachim Heinrich wußte auch in späteren Jahren noch nicht, wie er es fertig gebracht, die Hausfrau zu begrüßen, dem Professor die Hand zu schütteln, etwas zusammenzureden, was nicht widersinnig war. Denn als er mit der ersten kurzen Verbeugung gegen die näherstehenden übrigen Herrschaften auf die Hausfrau zuging, durchzuckte es ihn wie ein Schlag: mit einem Offizier plaudernd seitwärts „Prinzessin Ilse", die Verlorene . . .

Sein Herz schlug. Es schlugen all seine Pulse. Ein Zittern, das ihn überkam, unterdrückte er mit dem Aufgebot seiner ganzen Willenskraft. Er bekam es wirklich fertig, auch andre Bekannte noch zu begrüßen.

Dann rettete er sich in eine Fensternische, wo der schwere Vorhang ihn halb verbarg. Und hier mußte er sich stützen, so gewaltsam befiel ihn eine Schwäche. Es dauerte Minuten, ehe er sich faßte. Was nun?

Die junge Dame hatte ihn noch nicht gesehen. Unter keiner Bedingung durfte er plötzlich vor sie hintreten! Sie mußte ihn erst von weitem erkennen, mußte Zeit haben, sich langsam vorzubereiten, sonst verriet sie womöglich der plötzliche Schreck!

Er stellte sich so, daß er sie sah und von ihr gesehen werden konnte. Wie seltsam das war: dieser Mund hatte sekundenlang auf seinem geruht, dieses wundervolle aschblonde Haar hatten seine Lippen gestreift — und nun hier! Hier in dieser konventionellen Gesellschaft! Er mußte an ihr letztes Wort denken. „Auf Nimmerwiedersehen!"

Nun hatte das Schicksal selbst dieses Wort zu Schanden gemacht — ein Beweis, daß es noch mehr mit ihnen vorhatte.

Es traten andre, ältere Herrschaften an die junge Dame und den Offizier heran. „Prinzessin Ilse“ lächelte über irgend eine Bemerkung und wandte sich flüchtig nach der Seite.

Da sah sie ihn.

Auch sie zuckte zusammen, wenn er auch der einzige sein mochte, der es bemerkte. Ihre Blicke maßen sich einen Augenblick. Er sah, wie sie rot ward. Dann wandte sie ihr Haupt und ging langsam, hochaufgerichtet, zu einem alten, ordengeschmückten Herrn herüber, der gerade mit einem Hochschulprofessor sprach.

„Mit Absicht so allein, Herr Kollega?“ hörte Joachim Heinrich plötzlich neben sich.

„Durchaus nicht ... ich seh' mir nur die Herrschaften mal an. Es sind einige, die ich noch nicht die Ehre habe zu kennen.“

„Dann machen wir einen kleinen Rundgang. Wer sich wie ich schon gut fünf bis sechs Winter durch alle Rehrücken der Saison ißt, kennt ja das meiste, was da kreucht und fleucht.“

Ob er wollte oder nicht: Joachim Heinrich ward fortgezogen. Jetzt hieß es klug sein und sich nicht verraten. Er ließ sich zwei, drei Herrschaften vorstellen.

„Gibt es noch Unglückliche, die Sie Stern der historischen Fakultät nicht kennen?“ fragte sein Führer lachend.

„Ich denke, ich bin so ziemlich durch. Nur ... nur der weißbärtige Herr dort drüben noch.“

Was er für ein Schauspieler war!

„Geheimrat Jäger," flüsterte sein Begleiter leise. „Die junge Dame dort ist seine Tochter. Kommen Sie mit — er war ein Studienfreund meines verstorbenen Vaters, und ich stehe sehr in Gunst bei ihm."

Es überlief den jungen Dozenten doch heiß und kalt, als der andre den Geheimrat begrüßte. Jetzt kam er an die Reihe.

„Gestatten Herr Geheimrat: mein verehrter Kollege, Herr Doktor Kruse — Herr Geheimrat Jäger, unser berühmter Chirurg —

„Gnädiges Fräulein, darf ich mir gleichfalls erlauben? Herr Doktor Kruse, unser Historiker. Mit Vornamen Joachim Heinrich — ich füg' ihn bei, weil mein Kollega nie anders zeichnet."

In der schnellen Folge der Verbeugungen und verbindlichen Redensarten fiel die kurze Verlegenheit des jungen Dozenten nicht weiter auf.

„Gnädiges Fräulein haben sogar meine Vornamen mit dreinbekommen. Es war nicht meine Schuld."

„Bei dem bücherschreibenden Geschlechte gilt er ja fast so viel wie der Nachname," sagte sie freundlich und ruhig.

„Bravo, gnädiges Fräulein, — ich finde, die ganz Großen und der Durchschnitt, sie beide brauchen den Vornamen nicht. Da genügt einfach: Bismarck oder Goethe. Oder nach der andern Seite hin: Müller, Schultze, Becker. Aber was zwischen diesen beiden Extremen liegt, was in gewissen Kreisen bekannt ist und doch noch nicht genug bekannt, als daß keine Verwechslung entstehen könnte, das sollte niemals auf

den Vornamen verzichten. Er gibt auch ein bißchen Individualität. Und gar wenn man, wie mein Herr Kollega, Joachim Heinrich heißt. Haben Sie schon einmal im Leben jemand kennen gelernt, der diesen Namen trug? Ich nicht."

„Ich auch nicht," sagte Ilse Jäger.

Joachim Heinrich mühte sich ab, etwas zu sagen.

„Mein Name beginnt heroisch und endet gut bürgerlich. Ich glaube, es ist ein Riß in der Mitte."

Sie lächelte.

„Kruse," meinte sie, „ist doch gewiß ein niederdeutscher Bauernname. Und wenn ich an Hemmingstedt und Bornhöved denke, so glaub' ich fast, daß der Riß, von dem Sie sprachen, nicht existiert."

Er wollte antworten, aber da der alte Geheimrat ihn ansprach, so begnügte er sich mit einer Verbeugung. Dann zog er sich zurück.

Ilse Jäger, dachte er, — Ilse Jäger! Und ihr Vater ein hohes Tier mit den Orden von zehn Potentaten! Es ist absonderlich. —

Man hatte ihm eine nicht übermäßig hübsche Tischdame aufgehängt, aber er tröstete sich schnell, da schräg gegenüber Ilse Jäger saß. An ihrer Seite der Offizier, ein Gardedragoner.

„Kommt denn Herr von Bötzow nicht?" fragte jemand.

„Später," antwortete die Hausfrau. „Er hat sich entschuldigt."

„Jawohl, leider ist mein Kamerad dienstlich verhindert. Gnädiges Fräulein müssen eben so lange mit mir vorlieb nehmen."

„Aber ich bitte Sie, Herr Leutnant —!"

Die übrigen lächelten. Ilse Jäger biß sich auf die Lippen.

Joachim Heinrich aber legte die Gabel hin. Was hieß das? Wer war dieser Herr von Bötzow? Ein Vetter von ihr? Oder wie, was? Er grübelte unablässig darüber, während er sich bemühte, seine Tischdame zu unterhalten.

Gegen Ende des Diners ward die Stimmung fröhlicher.

„Darf ich eine Frage tun, gnädiges Fräulein?"

„Bitte schön!"

„Ich habe bereits fortwährend Ihr Armband bewundert. In der Mitte ... das ist doch ... eine Münze — nicht?"

Joachim Heinrich brach fast unhöflich mitten in dem Satze ab, den er begonnen, und horchte auf.

„Gewiß, eine Münze," sagte Ilse Jäger. Sie ward rot.

„Darf ich einmal ... wenn Sie meine verzeihliche Neugier nicht übel deuten ... Ich bin nämlich Sammler."

Sie war ruhig geworden.

„Dann dürften Sie nicht auf Ihre Kosten kommen, Herr Leutnant. Es ist ein gewöhnliches Zwanzigmarkstück, was da eingelassen ist."

„Ah — von Kaiser Friedrich —?"

„Nicht einmal das!"

„Eine Marotte von meiner Tochter," lachte der alte Geheimrat, der mit der übrigen Tischgesellschaft aufmerksam geworden war. „Gleichsam eine Erinnerungsmedaille. Es war doch Grete Bodenhausen, die dadurch deine Freundin ward —?"

„Ja, Vater!"

„Sind Sie so stark in puncto Freundschaft, gnädigstes Fräulein, daß Sie sogar dieses Quasi-symbol immer mit sich tragen?"

„Warum nicht? Auch die Herren der Schöpfung behängen sich ja oft genug mit Münzen. Haben Sie wirklich keine an der Uhrkette, Herr Leutnant?"

„Als Sammler natürlich, aber sonst —"

„Im Grunde ist es wohl doch noch ein Überrest aus längst überwundenen Kulturstufen. Wir lachen über die Wilden, die sich Ringe durch die Nase ziehen und am liebsten den ganzen Körper mit solchen Zieraten behängen, und wir zivilisierten Menschen am Ende des neunzehnten Jahrhunderts tun schließlich dasselbe!"

Ein alter Professor sprach's.

„Pah," warf ein andrer ein, „das Verlangen, sich zu schmücken, ist eben eine allgemein menschliche und natürliche Eigenschaft, welche die Kultur weder unterdrücken kann noch soll."

„Und der Aberglaube kommt dazu," sagte Geheimrat Jäger. „Gerade ich kann das oft erleben. Was wollen Sie: es wird mehr als einen geben, dem solche Münze im Kriege das Leben gerettet hat."

Ilse Jäger hatte sich gefaßt.

„Das Resultat ist also, daß ich ruhig meine Münze weiter tragen darf, ohne damit aus der Reihe der normalen Menschen ausgeschlossen zu werden. Andre werden wahrscheinlich noch sonderbareren Schmuck haben, vielleicht sogar im Münzenfach."

Die ganze Gesellschaft fast hatte sich an dem Gespräch beteiligt, und jetzt war es einen Augenblick

still. Da sagte Joachim Heinrich laut: „Das gnädige Fräulein hat durchaus recht. Hier ist der Beweis dafür."

Und aus der Tasche holte er das goldene Kettchen mit dem Zehnpfennigstück und hielt es in die Höhe.

„Ein —?"

„Jawohl: ein Zehnpfennigstück!"

„Aber das ist sehr interessant." — „Wie merkwürdig!" — „Hat es seine Geschichte?" — so schwirrte es im nächsten Augenblick durcheinander.

Nur mit einem halben Blicke wagte Joachim Heinrich Ilses Gesicht zu streifen. Sie hatte das Weinglas an den Mund gesetzt, aber das Glas zitterte.

„Ich wette, der Groschen hat Ihnen das Leben gerettet. Gewiß eine Duellgeschichte. Das ist ja beinah romantisch."

„Eine Duellgeschichte?"

„Gnädige Frau," sagte der Gardedragoner, „dreierlei entlockt uns selbst die schönste Frau nicht: wer sich von uns Geld geliehen, wer sich mit uns duelliert, und welche Dame uns geküßt hat. Nicht, Herr Doktor?"

Ilse Jäger hatte die Serviette fallen lassen. Sie bog sich hinab. Ihr Tischnachbar merkte es zu spät.

„Jedenfalls werden Sie dem so sorgsam aufbewahrten Zehnpfennigstück viel zu verdanken haben," sagte der alte Geheimrat.

„Sehr viel," antwortete Joachim Heinrich. —

Als die Tafel aufgehoben ward und die Herren sich ins Rauchzimmer verfügten, suchte er sich eine stille Ecke. Dort saß er, überselig. Sein Herz jauchzte,

eine Siegestrunkenheit war über ihn gekommen. Er wußte jetzt: sie hatte ihn nicht vergessen, sie liebte ihn, denn sie trug jenes Geldstück, das an dem ganzen Abenteuer schuld war, stets bei sich, sie hatte ihren Vater belogen, hatte erzählt, es stamme von einer Freundin.

„Ilse Jäger," jubelte es in ihm: stets von neuem „Ilse Jäger!" Nun sollte die Unruhe weichen, nun überschütteten ihn die Götter wahrlich mit allem Glück der Welt.

Noch heut' wollt' er versuchen, sie zu sprechen, noch heut', wenn es anging, sie fragen, ob sie den niederdeutschen Bauernnamen Kruse genügend schätze, um ihn selbst fürs Leben zu tragen ...

Er stand auf, stürzte ein paar Gläser hinunter. Seine Augen leuchteten. Er plauderte mit den einzelnen Herrschaften und war so lebhaft, so witzig, daß er selbst erstaunte. Nur einmal flog eine leichte Wolke über seine Stirn.

Ein Dragoneroffizier, wahrscheinlich der erwartete Herr von Bötzow, war in die Tür getreten, hatte die Hausfrau und ihren Gemahl begrüßt und trat dann auf Ilse Jäger zu, auf deren Hand er sich herabbeugte.

Blitzschnell hatte die junge Dame dabei zu Joachim Heinrich hinübergesehen, so daß ihre Blicke sich sekundenlang trafen.

Wie dumm! dachte der junge Dozent. Nun bin ich fast eifersüchtig. Ei, ei, Joachim Heinrich — also auch diese Eigenschaft kannst du entwickeln? Du hast es doch wahrlich nicht nötig, ob auch alle Offiziere der preußischen Garde antreten!

Aber er war doch froh, als der alte Geheimrat diesen Herrn von Bötzow einholte und ihn in einen Nebenraum zog.

Er paßte jetzt nur auf die Gelegenheit, sich der jungen Dame zu nähern. Und der günstige Augenblick ließ nicht lange auf sich warten. Als er auf sie zutrat, schien es ihm, daß sie blasser war als vorhin und gerade jetzt noch ein wenig bleicher ward.

Er begann mit einer konventionellen Frage, die sie ebenso beantwortete. Dann trat sekundenlang ein Schweigen ein, und ihm schien, als könnte man durch dieses Schweigen ihre beiden Herzen schlagen und pochen hören.

„Dido!" flüsterte er plötzlich.

Sie schüttelte jäh das Haupt, und ihre Augen waren voll bitterer Angst. Er merkte, daß sie in leichtem Schauer zitterte.

Aber er war so heiß und siegestrunken: sein Glück — der Wein vorhin — dieses wundervolle Geschöpf, das sein werden sollte. —

„Königin von Karthago," sagte er, „Äneas kommt doch wieder!"

„Äneas?" fragte eine Stimme daneben, und lächelnd trat eine ältere Dame heran.

Teufel, dachte Joachim Heinrich und konnte mühsam nur seinen Ärger und seine Verlegenheit verbergen. Aber schon hatte Ilse Jäger das Wort genommen: „Ja, gnädige Frau — der Herr Doktor erzählt eben, daß er speziell über Äneas arbeite. Ich weiß nur nicht — gibt es denn da Quellen?"

Joachim Heinrich biß sich auf die Lippen.

„Eben nur die Sage, gnädiges Fräulein. Man kann nur psychologisch vorgehen dabei, nicht philologisch. Aber wie wundervoll läßt sich Dido zum Beispiel zeichnen!“

„Es mag sein. Das Interessanteste ist für mich schließlich nur ihr Tod.“

„Sehr recht. Wir haben ja bekanntlich zwei Vermutungen. Die eine: sie starb, weil Äneas untreu war; die andre: sie starb, um den Bewerbungen eines Nachbarkönigs zu entgehen. Dido war wunderschön. Ich kannte sie.“

Die alte Dame lachte. „Sie kannten Dido?“

„Ja! Ich meine, ... natürlich meine ich, sie wuchs mir aus meinen Studien so klar heraus, daß ich sie äußerst genau kenne. Nur über das Todesmotiv bin ich mir noch im unklaren. Halten Sie es für möglich, daß sich ein Weib den Tod gibt, um einem verhaßten Ehejoch zu entgehen?“

Ilse Jäger antwortete nicht. Aber die alte Dame schüttelte den Kopf. „Nicht wahrscheinlich, Herr Doktor! Die Frauen haben sich wenig geändert. Wenn Dido starb, so starb sie, so tötete sie sich, weil Äneas untreu war. Äneas ist dabei durchaus ausschlaggebend. Lesen Sie den Berliner Polizeibericht: es vergeht keine Woche fast, in der sich nicht ein Mädchen aus Liebesgram ein Leid antut. Aber Sie werden nie gelesen haben, daß sich eine tötet, um einem ihr nicht genehmen Bewerber zu entgehen.“

Er nickte. „Sehr schön. Nur fürchte ich, gnädige Frau, Sie fassen die Sache doch zu modern auf. Heut', bei unsern Gesetzen, gibt's keinen rechten Zwang mehr. Damals jedoch würde der Nachbarköni

einfach Didos Land verwüstet und sie geraubt haben. Was meinen Sie, gnädiges Fräulein?“

„Sie sollten beides kombinieren, Herr Doktor! Dido liebte den Aneas. Es gab keine Möglichkeit zusammenzukommen. Nun quält der neue Bewerber jahrelang. Er mag an und für sich ein netter Mensch sein, mit dem Dido sonst vielleicht glücklich werden könnte. Aber sie kennt Aneas, und er steht ewig zwischen ihr und dem andern. So lehnt sich denn alles in ihr gegen den andern auf. Bei der Unmöglichkeit, darüber hinwegzukommen, besteigt sie eben den Scheiterhaufen.“

— „Was ein modernes junges Mädchen nicht täte!“ lachte die alte Dame. „Sie heiratete den andern schließlich doch. Es gibt in jedem Weibe einen Punkt, wo der Widerstand aufhört und die Seele müde wird.“

„Das heißt: eigentlich besteigt sie auch den Scheiterhaufen,“ sagte Joachim Heinrich. „Nur stirbt sie nicht so schnell, sondern langsam. Ein ganzes qualvolles Leben hindurch. Was mag schlimmer sein?“

„Sie werden tragisch, Verehrtester. Aber in manchen Fällen mögen Sie recht haben. Nur mich müssen Sie entschuldigen — ich halt' das Tragische nicht aus.“

Die alte Dame nickte beiden zu und ging weiter.

Sie waren allein. Vielleicht einen Augenblick nur. Der Augenblick wollte ergriffen sein.

„Dido liebt den Aneas,“ flüsterte er. „Sie sagten es selbst. Aneas liebt Dido. Wir brauchen keinen Scheiterhaufen.“

Sie wurde noch blasser.

„Lassen Sie die alten Geschichten,“ sagte sie mit Anstrengung.

„Gut! Dann will ich kurz und glatt reden: Ilse, ich hab' Sie gesucht bis heut'. Ich konnte Sie nicht vergessen. Ihr Armband sagt mir dasselbe von Ihnen. Ilse —"

„Beim allmächtigen Gott," unterbrach sie ihn fast rauh, „reden Sie nicht so ... ich will es nicht ... ich will es nicht. ..."

„Und so soll ich wieder gehen? Gehen mit der Gewißheit, daß wir beide uns liebhaben, aber doch gehen? Warum quälst du dich und mich? Warum bist du so? Warum darf ich nicht zu deinem Vater und ihm sagen, daß ich nur ein Lebensziel habe, dich als mein Weib einst ganz mein zu nennen? Warum denn in aller Welt?"

Es schien sekundenlang, als wollte sie zusammenbrechen.

„Scharmante Leute hier," tönte plötzlich eine Stimme. „Aber um Gottes willen — bist du krank, Kind?"

„Es ist nichts — danke."

Unwillig hatte sich Joachim Heinrich gewandt: Herr von Bötzow, der Gardedragoner.

Es durchfuhr ihn jäh. Und dann hörte er eine Stimme — war das Ilse Jägers Stimme? Diese müde und klanglose: „Die Herren kennen sich noch nicht — da freut es mich doppelt, Herr Doktor, Ihnen selbst meinen Verlobten vorstellen zu dürfen."

— — — — — — — — — — — — — —

Viertes Kapitel.

Joachim Heinrich fror. Er schlug den Mantelkragen in die Höhe. „Man merkt, daß es Dezember ist," sagte er und vergrub die Hände noch tiefer in die Taschen.

„Finden Sie es so kalt? Weiß der Himmel, da muß ich heißes Blut haben. Mir ist warm."

„Warum auch nicht! Übrigens — wollen Sie mir einen Gefallen tun, Herr Kollege? Ich brauch' einen Zechkumpan. Ich leist' Ihnen denselben Liebesdienst, wenn Sie mal einen nötig haben. Fahren wir zu Lukas Bols — ein paar Gläser schwedischer Punsch — und ich denk', dann geht die Karre wieder!"

Kopfschüttelnd sah Doktor Wengraff, der Dozent, seinen Kollegen an. „Sie scheinen innerlich zu frieren, Mann Gottes!"

„Vielleicht."

„Schön! Dann begleite ich Sie. In solchen Augenblicken ist es fürchterlich, allein zu sein."

Joachim Heinrich winkte einem Kutscher. Bald rollten sie der Friedrichstraße zu. Es war noch früh. Vielleicht zehn Uhr abends. Oben in der holländischen Probierstube war noch wenig Leben. Sie fanden einen Eckplatz. In recht einsilbiger Unterhaltung tranken sie das erste Glas. Ein neues kam. Doktor Wengraff hob es.

„Auf wen?"

„Auf das Glück der Glücklichen."

„Wie ... wie meinen Sie das?"

„Ach so. Nämlich man sagt, ich sei ein sehr glück-

licher Menſch. Haha, mein Glück hat ſich gut bewährt!"

„War Ihnen die Geſellſchaft unangenehm?"

„Pah, Geſellſchaft! Sagen Sie, Kollege, wie hieß der Bewerber Didos, der König des Nachbarreiches, dem ſie durch den Feuertod entging?"

Der andre ſah ihn an, als ſei er geiſtesgeſtört.

„Nein," ſagte Joachim Heinrich lachend, „ich bin nicht verrückt, ich komme nur gerade auf das Thema. Und der Name iſt mir entfallen."

„Wenn ich nur wüßte — hm, ich denke, Hiarbas hieß er. Nicht?"

„Danke! Hiarbas. Ich kenne ihn auch unter anderm Namen. Die arme, arme Dido. Denn Dido liebte im Grunde ihres Herzens doch den Äneas. Ich trinke auf Dido. Stoßen Sie an — Sie können's tun! Denn Dido iſt gut und wunderſchön!"

Doktor Wengraff ſetzte ſein Glas hin. „Was reden Sie für krauſes Zeug, Menſch! Man kann ja Angſt kriegen. Wenn's ſo ſteht, mach' ich nicht mehr mit! Ich bring' Sie nach Haus und Sie ſchlafen."

Joachim Heinrich ſtrich ſich über die Stirn. „Verzeihung," ſagte er, „ich hab' wohl mehr getrunken, als mir gut iſt. — Nein, gehen Sie nicht! Wir wollen vernünftig plaudern."

„Gott ſei Dank! Ich hab' wahrhaftig ſchon einen Schrecken bekommen. Und zum Teufel, Sie waren doch beim Diner und ſpäter noch luſtig und guter Dinge. Dann dieſer plötzliche Aufbruch —"

„Ja, ja! Es ſind ja alles ... nette Leute. Der Wirt, die Hausfrau ... alle miteinander. Dann der

alte Geheimrat Jäger. ... Wer hat mich denn ihm vorgestellt? Waren Sie das nicht?"

„Allerdings. Ich sagte ja, er war ein Studienfreund meines Vaters. Verkehrte schon als Student in seinem Hause. Er soll eine fabelhaft sichere Hand haben — Sie wissen doch, es ist der berühmte Chirurg."

„Natürlich, natürlich. Was solch ein Mann für Nerven haben muß! Hat er Kinder?"

„Einen Sohn — studiert in Bonn. Und scheint kein großes Licht zu sein. Ja und dann die Ilse — Sie kennen sie ja! Das hätt' ein Junge werden sollen, Himmel Herrgott! Ich glaub', der Alte kann's auch bis zum heutigen Tage nicht verschmerzen und trägt's dem armen Kinde nach. Na, sie kommt ja bald aus dem Hause."

„Weil sie verlobt ist? Hm!"

Erstaunt sah Doktor Wengraff auf. Was sollte das „Hm!" heißen?

Joachim Heinrich schien verlegen. Er stürzte einen Schluck und noch einen hinunter.

„Ich meinte," sagte er dann ruhig, „sie scheint keine allzu glückliche Braut zu sein. Ich hatte so das Gefühl."

„Alle Achtung, mein Lieber! Sie müssen scharfe Augen haben. Mir kam's nämlich selber auch schon so vor. Aber dann dacht' ich mir, die Ilse ist ein ruhiges Mädel, sie zeigt nur ihr Glück nicht so. Sonderbar, daß Sie ... Sie da gleich etwas wittern."

„Wie lange ... geht die Verlobung denn schon?"

„Die Verlobung? Warten Sie mal: na, so vier, fünf Wochen vielleicht. An ihrem Geburtstag wurde

sie publiziert. Gesprochen hat man schon zwei, drei Jahr davon, denn Hans von Bötzow hat seit Jahren das Menschenmögliche getan, die Ilse zu kriegen. Und wer weiß, wenn der alte Geheimrat — aber das sind so Sachen!"

„Was ist mit ihm?"

„Mit wem? Mit dem Geheimrat? Ah bah, es ist lächerlich, aber ich weiß es genau, und seine Freunde necken ihn manch liebes Mal damit: er hat nämlich seine ganz bestimmte Eitelkeit. Auf der einen Seite eine Leuchte der Wissenschaft, auf der andern geradezu kleinlich in manchen Dingen. Sein Lebensschmerz ist, daß er noch nicht geadelt ward. Wie viel er auf seine Orden gibt, haben Sie erst heut' gesehen. Na, und da war's sein allerspeziellster Wunsch, seine Tochter an den Sprößling irgend eines adeligen Hauses zu hängen. Weiß der Himmel, ob er glaubt, dann selbst eher das „von" zu bekommen, oder ob's ihm nur schmeichelt, der Schwiegervater eines adeligen Gardeoffiziers zu sein! Der Erfolg ist jedenfalls da."

„Und Ilse Jäger war die gefügige Tochter," sagte Joachim Heinrich.

Wieder blickte ihn Dokter Wengraff erstaunt an. Es war ein Zittern, eine zornige Wut in den paar Worten gewesen.

„Mich regt nämlich," entschuldigte sich der andre, „so etwas gräßlich auf. Wie kann ein Vater seine Macht so mißbrauchen!"

„Wir wollen auch nicht übertreiben, mein Lieber. Wenn Ilse Jäger nicht selbst schließlich Ja und Amen gesagt hätt', dann könnte der Alte sich auf den Kopf stellen. Man sprach überhaupt schon von harten Zu-

sammenstößen. Und lange genug hat's gerade gedauert, ehe sie dem guten Hans Bötzow den Willen tat."

„Mürbe geworden," sagte Joachim Heinrich. „Das arme ... Mädel. Mir hat heut' abend eine Dame gesagt: Es gibt in jedem Weibe einen Punkt, wo der Widerstand aufhört und die Seele müde wird. Auf diesen Punkt scheint die junge Dame auch gekommen zu sein. Wie heißt das Hackländersche Buch? ‚Europäisches Sklavenleben!' Kellner, bringen Sie mir noch ein Glas! Alles herunterspülen!"

„Wenn Sie sich ... so für die Familie interessieren — ich könnte Sie wohl einführen. Haben Sie Lust?"

„Dank' schön! Aber was soll's? Eine glücklose Braut sehen? Können Sie sich etwas Schlimmeres vorstellen?"

„Ich wußt' gar nicht, daß Sie solch ein Gemütsmensch sind. Aber recht mögen Sie haben. Prost! Wollen austrinken. Ich muß heim."

„Ich sitze noch."

„Und die Vorlesung morgen? Oder lesen Sie Freitag nicht?"

„Pah, die Vorlesung!"

Doktor Wengraff zog den Paletot an, verabschiedete sich und ging. Joachim Heinrich blieb allein zurück. Er atmete tief und sah sich um: allmählich füllte sich das Lokal mehr und mehr. Ein ewiges Kommen und Gehen; Studenten, Offiziere, alles bunt durcheinander.

Er achtete es nicht. Er sah in sein Glas hinein und dachte an Ilse Jäger. Warum war er der Ein-

ladung gefolgt? Warum hatte keine innere Stimme, keine Unruhe, nichts ihn vorher gewarnt? Dann wäre er ruhig wie sonst heut' zu Bett gegangen, immer mehr hätte Ilses Bild sich verwischt, und nach Jahren — nach Jahren wäre ein Tag gekommen, wo er selbst daran gezweifelt hätte, ob er sein einstiges Abenteuer wirklich erlebt oder nur geträumt habe!

Und nun? Nun hatte er die Gewißheit, die er einst so sehr erwünscht: daß sie ihn liebte. Nun hatte er erreicht, wonach er sich gesehnt: sie wiedergesehen zu haben. Und gerade jetzt war sie ihm doppelt verloren!

Wie er den plötzlichen Schlag ertragen, was er getan hatte, als sie ihm ihren Verlobten vorgestellt, das wußte er kaum. Es war gut, daß man auf die paar gesellschaftlichen Floskeln so eingedrillt war, daß man sie mechanisch herunterjagte. So hatte der Offizier vielleicht nichts gemerkt. Und das war gut — Ilses wegen sehr gut.

Ein Mitleid packte ihn, ein Mitleid mit ihr und mit sich, mit den beiden Königskindern, die nicht zusammenkonnten. Ihren Vater hatte das arme Ding seinetwegen betrogen, um sich das Zwanzigmarkstück ins Armband fassen zu lassen. O wenn er sich vorstellte, wie dieser Vater und dieser Offizier gemeinsam ihren Widerstand allmählich gebrochen, ihre Kraft zermürbt hatten — er hätte sie beide erwürgen mögen!

Und was jetzt? Stumm verzichten? Ruhig mit zusehen, wie ihr und sein Lebensglück vernichtet ward? Oho, noch war sie Ilse Jäger, noch hieß sie nicht Frau von Bötzow, noch konnte er auseinanderreißen, was widerrechtlich zusammengebracht war.

Wenn er morgen zu ihrem Vater hinginge, wenn er zu ihm redete, wenn er ihm sagte: Mach dein Kind, mach mich nicht unglücklich —?

Wenn er zu Hans Bötzow ging und ihm sagte, er dürfe als Ehrenmann nicht auf dieser Verlobung bestehen, denn Ilse Jäger litte darunter, wie ein Mensch nur leiden kann?

Wenn er zu Ilse selbst vordränge und sie bäte: Brich die verhaßten Fesseln, zu mir gehörst du und zu keinem andern —?

Er sah ins Glas.

„Phantasieen," murmelte er dann. „Welches Recht hab' ich, in die Wohnung des Vaters oder des Bräutigams einzudringen? Ilse liebt mich, ich sie. Hat sie es mir gesagt? Mach' ich nicht alles vielleicht noch schlimmer dadurch?"

Er schüttelte den Kopf. „Ich werde schreiben," sprach er zu sich selbst. Ja, schreiben wollte er. Einen Brief, in dem alle Glut und Wildheit, alle Tiefe und Innigkeit seiner Liebe läge. Einen Brief, der sie bezwingen und berauschen sollte, daß es wie ein Strom in ihr aufschwoll — wie ein Strom, der alle Dämme durchriß. Einen Brief, auf den hin sie gegen Gott und Welt kämpfen und ihre Liebe durchsetzen würde.

Der Brief stand vor ihm. So und nicht anders sollte er geschrieben sein, und wenn er Tinte und Feder hier hätte —

Hm. Auch die Adresse wußte er ja nicht. Aber wozu gab es ein Adreßbuch? Er ließ es kommen und schlug auf.

Da war es. Jäger, Geheimer Medizinalrat; das

hier war die Klinik. Und hier die Privatwohnung: Hinderſinſtraße.

Er notierte es ſich genau. Und gleich heute ſollte der Brief abgehen. Schlafen konnte er doch nicht. Er zahlte und ging. Die kühle Nachtluft tat ihm wohl. Er ſchob den Hut mehr nach hinten, daß ſie voll die Stirn traf. So ſchritt er die Friedrichſtraße hinab. Auf das lärmende Leben und Treiben achtete er nicht.

Zu Hauſe ſetzte er ſich ſofort an den Schreibtiſch. Und nun begann er — Zeile reihte ſich an Zeile, Blatt an Blatt. Es war eine Beichte, ein großes Herzensbekenntnis. Er ſagte ihr alles, als ob er vor ſeinem Herrgott ſtände. Er ſprach von den Tagen, da er ruhelos umhergeirrt, immer hoffend, ſie noch einmal zu treffen; er ſprach von der Folgezeit, wie ihr Bild leicht abblaßte, aber die Sehnſucht und Unraſt ihn erfüllte; er ſprach vom eben vergangenen Tage, von ſeinem hohen Glück und ſeinen tiefen Schmerzen. Und er fuhr fort: er wiſſe gut, daß ſie nicht glücklich ſei, daß ihr Verlobter nicht ihr Herz beſitze — ſie möge ihm nicht zürnen, daß er das auszuſprechen wage. Aber ob ſie denn ihn und ſich unglücklich machen wolle, ob denn zweier Menſchen Liebe nicht höher und heiliger ſei als alles andre, ob ſie denn dem Fingerzeig des Geſchickes, das ſie nun zum zweitenmal zuſammengeführt, nicht folgen wolle.

Und dann wilde, verrückte Liebesworte, wie man ſie dem gelehrten Privatdozenten gar nicht zugetraut hätte.

Der Kopf rauchte ihm, als er ſeinen Namen unter die Epiſtel ſchrieb — es war faſt ein Manuſkript geworden.

Jetzt aber war er todmüde. Wie zerschlagen fühlte er sich. Das Feuer im Kamin war längst erloschen. Wieder ging ein Frösteln durch seinen Körper.

Ob er den Brief jetzt noch in den Kasten steckte? Er zögerte.

Lieber ihn morgen bei klarem Kopf noch einmal durchlesen, dachte er. Und so ließ er ihn liegen und legte sich schlafen. —

Am andern Morgen brummte ihm der Schädel fürchterlich. Es war vergebens, daß er eine kalte Dusche nach der andern darüber gehen ließ.

„Das Teufelszeug von schwedischem Punsch," murrte er vor sich hin.

— „Und die Träume," fügte er dann hinzu, denn im Augenblick hatte er sich erinnert, daß er schwer und unruhig geträumt hatte.

Beim Kaffee las er, was er gestern geschrieben. Und es war ihm just selbst gar zu toll. Nein, diesen Brief konnt' er nicht absenden! Er hatte Furcht davor.

Auf den Fingerspitzen wog er ihn her und hin.

„Nein!" sagte er endlich laut — „es geht nicht."

Und als ob er sich selbst energisch vor einer Dummheit bewahren wollte, nahm er die Epistel, verschloß sie sorgfältig in ein Kuvert und legte dieses in seinen Schreibtisch.

Was nun? Einen neuen Brief schreiben? Es war das Beste.

Hier war Tinte und Feder — dort Briefpapier. Also frisch an die Arbeit! Joachim Heinrich gehörte nicht zu den Leuten, die gerade lange am Federhalter kauen. Er schrieb schnell und leicht. Heut' aber war nach halbstündiger Überlegung das Papier noch immer

so weiß, wie es gewesen. Schändlich! Und dabei drängte die Zeit — er mußte zur Universität. Seine Wirtin hatte schon einmal geklopft. In fünf Minuten mußte er fort.

Er griff von neuem zur Feder. Und als er nach wenigen Minuten aufstand und nach dem Paletot griff, standen folgende Zeilen auf dem Papier:

„Hochverehrtes gnädiges Fräulein!

Außergewöhnliche Situationen entschuldigen außergewöhnliche Bitten. Die Bitte ist ebenso kurz wie kühn: Erlauben Sie mir, Sie ein einziges Mal noch sprechen zu dürfen. Sagen Sie mir in einer Zeile, wo und wann. Ich will darauf warten wie der arme Sünder auf das Sprüchlein, das ihm Tod oder Leben gibt.

Der arme Sünder heißt diesmal

Joachim Heinrich Kruse."

Schon im Paletot, las es der junge Dozent noch einmal durch. Dafür hätt' er sich wahrhaftig gestern und heute nicht stundenlang zu quälen brauchen. Er adressierte, warf den Brief mit einem tiefen Atemzuge eigenhändig in den Kasten und kam gerade noch zur rechten Zeit in den Hörsaal. Trotz der Kopfschmerzen sprach er gut und leicht. Als ob er durch die Absendung der wenigen Zeilen von einer Last befreit sei!

Aber dann die fürchterliche Wartezeit. Bei jedem Klingelzeichen sprang er auf. Das mußte ja die Antwort sein! Und immer nichts — nichts — nichts. Verwundert schaute ihn das Dienstmädchen an, wenn er sich immer wieder danach erkundigte, ob denn mit

der letzten Post nichts gekommen sei, und wann überhaupt die Sachen abgegeben würden.

Als auch am zweiten Tage nichts da war, hielt er's nicht mehr aus. Dieses Warten ruinierte ihn. Er mußte ein Ende machen. Aus dem Schubfach nahm er die Epistel jener Nacht. Er ließ sie im verschlossenen Kuvert. Er mochte jetzt, wo er bei aller inneren Aufregung äußerlich doch kühler war, nicht mehr lesen, was er in jäher Aufwallung geschrieben hatte. Nur das Datum zeichnete er auf dem Kuvert an. Dann verschloß er es mit wenigen Zeilen noch einmal und gab es zur Post.

Ihm war's jetzt egal — mochte daraus werden, was wollte.

Am andern Morgen schon erhielt er einen Brief, — die Aufschrift von Mädchenhand.

Er zitterte wie der jüngste Student und wagte minutenlang nicht nach der Schere zu greifen. Als er's dann tat, als er an der Seite den schmalen Papierrand abschnitt, als er den einfachen glatten Bogen herausnahm und einen Blick darauf warf, hielt er den Atem an.

Dann ging er ein paarmal auf und ab im Zimmer, nickte mit dem Kopf, steckte sich eine Zigarre an und legte sie wieder weg.

„Sie schmeckt nicht," sagte er halblaut für sich, als müßte er seine Stimme hören. Und plötzlich blieb er stehen, reckte die Arme: „Verloren zum zweitenmal! Aus — ganz aus!"

In dem Briefe, der achtlos auf dem Tische lag, fanden nur einige Worte. Keine Überschrift, keine Unterschrift, kein Ort, kein Datum. Die Worte lauteten:

„Warum beschämen Sie mich so, da Sie doch wissen, daß ich Braut bin —?"

Aber die Hand, welche diese Worte geschrieben, war nicht ganz sicher gewesen . . .

Fünftes Kapitel.

Zu Weihnachten schneite es. Der Januar war gestreng, und im Februar gab es ein gräßlich naßkaltes Wetter. Dafür setzte der März aber gleich mit einem jener neun Tage ein, die er bringen soll: mit einem sonnigen, sommerähnlichen Tage.

Bis zum fünften März wollte Joachim Heinrich lesen. Seit drei Wochen hatte er ein Galopptempo angeschlagen, um seine Vorlesung wenigstens im großen und ganzen zum Abschluß zu bringen. Dann — am siebenten März — sollte es an die Riviera gehen. Er fühlte selbst, daß er Erholung brauche.

Als er am ersten März den Hörsaal verließ und langsam durch den Vorgarten der Universität schlenderte, kam ihm Doktor Wengraff entgegen.

Sie begrüßten sich herzlich und schritten plaudernd in dem angenehm empfundenen ersten Sonnenschein auf und ab.

„Apropos," sagte plötzlich Doktor Wengraff, — „ich ward kürzlich an das Gespräch erinnert, das wir beide mal bei Lukas Bols führten. Erinnern Sie sich? Sie jagten mir an dem Abend noch einen Schrecken ein, denn Sie redeten ein Zeug zusammen — ein Zeug — na!"

Joachim Heinrich zuckte die Achseln.

„Jeder Mensch hat das Recht, Dummheiten zu machen," antwortete er. „Und übrigens — mir war damals etwas so an die Nieren gegangen, daß ich wahrhaftig Grund hatte . . ."

„Pardon — ich wollte nicht daran tippen. Damals aber — ich weiß nicht, ob Sie sich noch an eine junge Dame erinnern, über die wir damals sprachen: Ilse Jäger, Hans von Bötzows Braut —? Ja? Sie witterten damals Unrat. Als ob die Braut nicht übermäßig glücklich sei."

„Und jetzt, wollen Sie sagen, sind sie glücklich verheiratet — nicht? Danke für die Nachricht. Aber ich muß . . . fort . . . hab' noch Koffer zu packen . . . Sie wissen, daß ich an die Riviera will."

Er war etwas blaß. Wie ein Schwert war es durch seine Seele gegangen.

Erstaunt griff Doktor Wengraff ihn am Arm.

„Sie sind nervös, mein Lieber, überangestrengt. Am besten, Sie machen heut' schon, daß Sie fortkommen. Und das junge Ehepaar dürften Sie nicht an der Riviera treffen, denn die beiden sind auseinander und werden schwerlich noch einmal zusammenkommen."

Es war gut, daß nur eine ganz geringe Anzahl Studenten im Vorgarten umherbummelte. Denn jäh hatte Joachim Heinrich seinen Kollegen an der Schulter gepackt, schüttelte ihn, und während es in seinem Gesicht wild arbeitete und sein Blick immer größer und starrer ward, sagte er fast heiser immer nur: „Mensch — Mensch!"

„Wetter nicht noch mal!" schimpfte der andre und

machte sich mit Mühe frei. „Was fällt Ihnen denn in drei Teufels Namen ein?“ Und plötzlich, verwundert und besorgt: „Aber Sie zittern ja am ganzen Leibe, Mensch! En avant, zur Droschke! Da seh' einer dies nervöse Geschlecht. Immer krank — krank — krank!“

Joachim Heinrich ließ sich unter den Arm nehmen und führen. Er sagte nichts, fragte nichts. Erst als Doktor Wengraff auf die andre Seite der „Linden“ wollte, wo gerade ein freies Fuhrwerk langsam dahinfuhr, packte er den Arm des Kollegen fester und sprach hastig: „Lassen Sie die Droschke ... entschuldigen Sie mich ... Sie bekommen noch alles zu hören ... Jetzt nur ein Wort: Ist das ... wahr? Ist das wahr mit Ilse Jäger und Hans Bötzow?“

Es war ihm gleichgültig: alle Welt mochte wissen, daß er sie liebte, daß seine Seele nach ihr schrie. ...

Doktor Wengraff hatte ihn losgelassen.

„Kruse —,“ sagte er in aufdämmerndem Verständnis, noch unsicher ... „also das ist es ... das ist es? Seit wann ... kennen Sie denn Ilse Jäger?“

„Ist es wahr, frag' ich? Um alles in der Welt: ist das wahr?“

„Es ist wahr. Die Verlobung ist zurückgegangen. Denken Sie den Skandal! Hans Bötzow hat Urlaub genommen. Ich glaube nicht, daß er noch mal zurückkommt. Er wird seine schlesischen Güter bewirtschaften.“

„Und ... die junge Dame?“

„Pah — natürlich abgereist! Wie ich höre, wollte sie's noch gar nicht. Aber der alte Geheimrat, der natürlich rast, hat sie dazu gezwungen. Wegen leiden-

der Gesundheit, heißt es offiziell, sei ein Landaufenthalt nötig, den sie in Thüringen bei einem Bruder ihres Vaters, der ein Stück Domänenpächter ist, absolviert. Voilà tout!"

Joachim Heinrich hatte sich äußerlich gefaßt. Er war etwas verlegen, als er sagte: „Ich muß mein voriges Benehmen erklären. Nämlich mir steht ein Duzbruder Herrn von Bötzows außerordentlich nahe. Wir waren in Heidelberg zusammen. Erst vor einigen Wochen besuchte er mich hier in Berlin und erzählte dabei, wie selig Herr von Bötzow sei, daß er endlich die Braut errungen. Da hat man ja . . . natürlich doppeltes Interesse. Und nun diese Nachricht!"

Er atmete auf. Herrgott, konnt' er lügen! Das war ja ein Talent, von dem er selber nichts gewußt. Unheimlich war ihm zwar zu Mute, denn Doktor Wengraff sah ihn mit etwas zweifelhaftem Lächeln an. Aber als wohlerzogener Mensch begnügte er sich eben mit diesem diskreten Lächeln.

„Weiß man denn . . . Näheres . . . — ich meine, wer hat denn schließlich die Verlobung aufgehoben?"

„Gegenseitige Übereinkunft — das ist ja immer das Einfachste. Ich frage mich nur, wodurch Ilse Jäger ihren Bräutigam zum Verzicht gebracht hat. Da liegt das große Rätsel! Denn leicht kann die Sache nicht gewesen sein. Und das Mädel — Pardon, die junge Dame verscherzt sich nicht nur eine gute Partie, sondern eine ganze Anzahl. Wer wagt sich denn an eine schon einmal ‚Entlobte' heran?"

„Ja," nickte Joachim Heinrich — „ich würde mich auch besinnen."

Doktor Wengraff lächelte zum zweiten Male. Dann

verabschiedete er sich, denn die Glocke schlug an — das akademische Viertel war vorüber. —

Als Joachim Heinrich am nächsten Tage das Katheder bestieg, fing er seine Vorlesung mit den Worten an: „Meine Herren, leider bin ich genötigt, schon morgen zu schließen. Ich bitte Sie also, die Testate heut' oder morgen erledigen zu lassen. Unter diesen Umständen kann ich mein Thema nicht einmal so bewältigen, wie ich noch vor einigen Tagen hoffte. Ich muß mich also damit begnügen, in den zwei uns bleibenden Stunden einen gedrängten Überblick zu geben."

Der Überblick war etwas konfus, aber die Hörer trugen's ihm nicht nach und trampelten bei den Schlußworten, in denen er ihnen schöne Ferien wünschte, mit lobenswertem Eifer.

Und nun war er frei! Es war der dritte März.

„Wann geht's fort?" rief ihm Doktor Wengraff draußen zu.

„Morgen!"

„Nach der Riviera?"

„Natürlich. Kommen Sie mit?"

„Geht nicht. Sonst gern. Viel Glück auf den Weg!"

„Danke. Und auf frohes Wiedersehen!"

Am vierten März — es goß in Strömen — reiste Joachim Heinrich ab. Den Nachmittag des vorhergehenden Tages hatte er mit dem Studium ganz merkwürdiger und unwissenschaftlicher Bücher zugebracht.

* * *

Auf dem Schwarzen See schaukelte ein etwas plumpes Boot. Der Schwarze See trug seinen Namen mit Recht: er war düster und einsam. Das machten die ernsten Tannen ringsum, die sich in seinen Wellen spiegelten.

Ging man den Fußweg entlang, der durchs Gebüsch führte, so mochte man im Sommer besonders baß erstaunen, denn plötzlich tat sich eine lachende Gegend vor einem auf: bewaldete Höhenzüge drüben, freundliche Dörfer und Städtchen hier im Tale, und wenn des Sommerabends die Sonne sank, der rote Ball gerade noch auf dem Bergwald zu schweben schien und die Glocken zu läuten begannen — dann konnte das Herz einem weit werden. Abendrauch stieg aus den Hütten, Schwalben flogen darüber, müde Gespanne zogen heimwärts von den Feldern. Und wundervoll war's, wenn die Glocken sich fern brachen an den Höhenzügen und Wäldern, daß der Schall noch einmal zurückzufluten schien.

Wie gesagt, das war im Sommer so. Und im Sommer vor allem war der Schwarze See so merkwürdig, weil er dann so ganz abstach von seiner weiteren Umgebung. In seiner Nähe hörten die Leute zu singen auf, trotzdem sie gern sangen und ihren Sang durch die sonnigen Täler und über die bewaldeten Berge getragen hatten. Die Thüringer haben von altersher eine Lust am Gesange — und in Thüringen liegt der Schwarze See.

Ein plumpes Boot trieb jetzt darauf und näherte sich dem Ufer. Noch ein paar kräftige Ruderschläge — dann fuhr es durch eine Gasse im Schilf und lief auf. Das junge Mädchen, das darin saß, befestigte

die Ruder, schürzte das Kleid und sprang, nachdem es wie zögernd einen Augenblick die Entfernung gemessen, auf den Waldboden.

Durch den Absprung war das Boot ein wenig zurückgetrieben, und die junge Dame versuchte vergeblich es heranzuziehen. Hilflos sah sie vor sich hin.

Plötzlich hinter ihr Schritte — eine klare, scheinbar ruhige Stimme: „Guten Tag, mein gnädiges Fräulein — ich darf Ihnen wohl behilflich sein?"

„Ah —!" schrie sie auf. Blitzschnell hatte sie den Kopf gewandt. Ihr Gesicht war leichenblaß. Und halb taumelnd, rückwärts schreitend und die Augen starr auf den Mann vor sich gerichtet, ging sie einige Schritte, bis die nächste schlank aufsteigende Tanne ihr Halt gab.

Der junge Mann hatte sich vornübergebeugt und den Bootsrand erfaßt. Mit leichter Mühe zog er den Kahn ans Ufer, schlang die Kette um den Pfahl und wickelte sie ein paarmal herum.

„So," sagte er dann und richtete sich auf, während er sich die Hände abklopfte, „das wäre auch erledigt! Und nun könnten wir, wenn Sie erlauben, zu anderm übergehen!"

Sie hatte sich langsam gefaßt und reckte sich nun hoch auf. Ihr Gesicht war noch immer sehr blaß.

„Herr Doktor —"

„Gnädiges Fräulein?"

„Wie kommen Sie . . . hieher?"

„Ist das wirklich so verwunderlich? Die Landschaft verdient es wahrhaftig."

Sie biß sich auf die Lippen.

Einen Augenblick Schweigen. Auch im Walde regte sich nichts.

„Ich bin hier, weil Sie hier sind," sagte er dann einfach.

„Und warum das? Hab' ich Sie nicht deutlich genug angefleht, mir nicht das letzte Restchen Frieden zu rauben? Hab' ich Ihnen nicht geschrieben, Sie möchten doch Erbarmen haben, da ich . . . da ich . . ."

„Da Sie Braut seien — jawohl," ergänzte er. „Sie waren damals absolut im Rechte."

„Und heut' —"

„Sind Sie es nicht mehr, da Sie nicht mehr Braut sind."

Jetzt wurde sie purpurrot.

„Woher . . . wissen Sie . . . das?"

„Erlassen Sie mir den Namen. Genug: ich weiß es!"

„Man spricht in Berlin darüber," sagte sie bitter — „natürlich. Die ‚gute Gesellschaft' hat wieder einmal Stoff. Aber das erklärt mir noch immer nicht, woher Sie meinen Aufenthaltsort erfahren konnten. Nur mein Vater weiß ihn."

„Und er, meinen Sie, wird ihn nicht verraten."

„Allerdings."

„Dann glauben Sie doch an den Zufall. Er hat . . . uns beide doch schon wunderbare Wege geführt. Warum sollte dieser gütige Zufall nicht zum dritten Male in Kraft getreten sein?"

Sie atmete schwer.

„Das ist nicht möglich."

„Und ich versichere Sie, daß, als ich vor acht Tagen von Berlin abreiste, ich nicht wußte, an welchem Orte Sie wären."

„Mein Gott," sagte sie verwirrt ... „Sie machen mich ganz stutzig. ... Nein, Herr Doktor, ich bitte um die Wahrheit. Sie fanden mich ..."

„Weil ich Sie suchte. Den Ort kannte ich nicht. Aber ich erfuhr, daß Sie in Thüringen seien, daß Sie auf einem Gute wohnten, das der Bruder Ihres Herrn Vaters gepachtet hat. Sie werden mir zugeben, daß es keine Hexerei ist, herauszubekommen, wo ein Domänenpächter Jäger in Thüringen wohnt. Nicht wahr? Nun also — hier bin ich!"

„Sie hätten es nicht tun sollen," sprach sie leise und kopfschüttelnd. „Wozu ist es denn? Nun sind Sie hieher gekommen ... hieher gekommen ..."

„— Ja, und nicht nur, um Ihnen beim Heraufziehen des Bootes behilflich zu sein, sondern auch ..."

„Sondern," fiel sie ihm hastig ins Wort, „um mir nebenbei auch zu sagen, daß Sie Mitleid mit mir haben, daß Sie den Eklat nicht ganz so hart beurteilen wie andre — nicht? Ich danke Ihnen und nehm' es als geschehen an."

Es war eine bittere Ironie in den Worten. Man fühlte, daß sie innerlich unendlich gelitten hatte, daß ein Stachel in ihrem Herzen saß, daß sie Glaube und Zuversicht verloren.

Ihn aber kränkte der Ton, weil er mit aller tiefen Herzlichkeit seiner Liebe ihren Spuren gefolgt war.

„Es kann sein," antwortete er etwas steif. Die Worte entfuhren ihm, ohne daß er selbst es recht gewollt.

„Dann dank' ich also nochmals. Leben Sie wohl, Herr Doktor, und ... und die Gegend ist einige Meilen weiter ... noch schöner."

Sie neigte das Haupt und ging. Den Waldpfad ging sie hinauf.

Er sah ihr nach — unbeweglich. Dort schritt sie wie einst im Tiergarten. Wieder würde er ihr Kleid hier und dort noch durch die Bäume sehen — dann war sie verschwunden.

Verschwunden, dachte er. Und mit diesem einen Wort stieg plötzlich alles mühsam Unterdrückte in ihm empor, packte ihn, schüttelte ihn.

„Ilse!" rief er.

Sie zuckte jäh zusammen. Und wie der Sturm ihr nach — in einem Augenblick war er bei ihr.

Zitternd blieb sie stehen.

„Warum quälen wir uns denn, Ilse? Warum lassen wir denn nicht unser Herz nur sprechen? Dieses Herz, das mich hieher getrieben, dieses Herz, das dir eine Zukunft an Herrn von Bötzows Seite verbot . . ."

Sie erwiderte lange nichts.

„Ein Wort nur, Ilse!" bat er.

„Reden Sie nicht so!" sagte sie tonlos. Er konnte ihre Augen nicht sehen. Sie waren gesenkt.

„Und das soll alles sein? Und deshalb quält man sich so lange? Und deshalb suche ich dich von Ort zu Ort? Du hast mich lieb — sag nein, wenn du kannst!"

Sie schwieg.

„Und wenn du nein gesagt hättest — ich hätt's nicht geglaubt. Sieh, diese große Gewißheit hat mich ganz ausgefüllt. Sie hat mich hergetrieben, denn nun, wo du frei bist, wo niemand mehr zwischen uns steht, darf sich erfüllen, was wir beide so lange verbergen mußten. Ilse — willst du mit mir wagen, was du . . . mit dem . . . andern nicht gewagt hast? Willst

du mir erlauben, zu deinem Vater zu gehen und ihn zu bitten . . ."

Er hielt jäh inne. Denn ihr Kopf war immer tiefer gesunken, und mit einem Male begann sie wild zu schluchzen. Sie schlug die Hände vors Gesicht, aber die Tränen rannen durch die Fingerritzen, und ein Zittern nach dem andern lief durch ihren Körper. Es brach hervor wie ein Strom, unaufhaltbar, alle Dämme niederreißend. Die furchtbare Spannung der letzten Zeit, die Bitternis des vergangenen Jahres, der Trotz, der sie aufrecht erhalten — alles löste sich in diesen Tränen.

Erschrocken war er zugesprungen. Er hatte ihren Kopf gefaßt, hatte den Arm um ihre Schultern gelegt, hatte ihr Haupt, als wäre sie ein Kind, an seine Brust gebettet — sie merkte es nicht, sie machte keine Bewegung, es zurückzuziehen.

Und die Tränen wollten nicht versiegen. Joachim Heinrich tat auch nichts dazu. Er streichelte das Haar — das wundervolle aschblonde — und lächelte dabei. Denn er wußte: nun wurde alles gut.

Als dann die Tränenflut geringer wurde, sagte er: „Ilse."

Er sagte es ganz leise.

„Was?" fragte sie und schluckte.

„Wie ist denn . . . das alles . . . so gekommen? Warum hast du dich denn mit Hans Bötzow verlobt?"

„Sie wollten . . . es ja alle. Zwei Jahre . . . haben sie mich gequält, der Vater und er."

„Zwei Jahre. . . . Armes Kind!"

„Oh," schluchzte sie, „sie haben . . . es beide . . . ja so gut gemeint."

„Er hatte dich sehr lieb?“

„Ich habe ihm sehr weh getan,“ antwortete sie nur.

„Und wie kam das denn nun, daß du gerade jetzt —“

Sie preßte den Kopf fester an seine Brust.

„Ich hab' ihm ... von Anfang an gesagt, ich liebte ihn nicht, und er hat gesagt, dafür liebte er mich umsomehr, und wenn wir erst ... verheiratet sind, dann kommt das schon, und mein Vater sagte es auch und er wollte es so gern. Ich hatte ja keinen, mit dem ich sprechen konnte. Und dann war das Diner, wo wir uns trafen — und dann die Briefe — die Briefe — und je näher die Hochzeit kam, desto schrecklicher war es mir. Ich hab' ihn gebeten: laß mich frei ...“

„Und er?“

„Er hat immer wieder gesagt, die Liebe käme schon, und mein Vater meinte, es wär' nur Trotz ... alles nur Trotz.“

Joachim Heinrich strich immer zarter über ihre Flechten.

„Und dann hab' ich die Nächte gelegen und gedacht, daß es ja so viele Mädchen gibt, die es auch nicht besser haben, und daß es schon gehen wird.“

„Aber es ging nicht,“ sagte er leise.

„Nein, es ging nicht,“ gab sie ebenso zurück. „Lieber sterben! Und ich hab' ... ihn angefleht, er solle Erbarmen haben, und als alles nichts half, hab' ich ihm gesagt, daß ich ... schon während ich ihn kannte ... einen andern geküßt hab' ... und daß das Zwanzigmarkstück in dem Armband mich nicht an eine Freundin erinnert ... und daß ich ein schlechtes Mädchen sei ... und daß er mich freigeben müsse.“

Jetzt weinte sie von neuem.

„Er wurde ... blaß wie der Kalk an der Wand, und dann sagte er immer nur: ‚Ja, wenn es so steht‘ ... und dann ging er. Und er hat an meinen Vater geschrieben ... und mein Vater hat mich ... fast aus dem Hause gestoßen.“

Die Hand, die ihr Haar gestreichelt, hielt zitternd inne. Aber dafür hob Joachim Heinrich ihr tränenüberströmtes Gesicht und küßte es, ohne ein Wort zu sagen.

Sie ließ es geschehen; sie ward nicht einmal rot dabei. Und fest umschlungen standen sie lange.

„Wenn der Omnibus nicht gewesen wäre!“ sagte er dann lächelnd. „Das Glück braucht oft ein sonderbares Fuhrwerk.“

Sie hob sich leicht und sah ihm in die Augen.

„Nein,“ erwiderte sie. „Wenn ich dich nicht gleich so liebgehabt hätte!“

* * *

Joachim Heinrich reiste schon am nächsten Tage nach Berlin zurück. Im Postwagen seines Zuges machte ein Brief Ilse Jägers an ihren Vater die gleiche Reise. Sie hatten sich geeinigt, daß der alte Herr von beiden Seiten bombardiert werden sollte.

Mit Zittern und Zagen zog Joachim Heinrich in der Hindersinstraße die Klingel. Mit einem tiefen, freudigen Atemzuge verließ er das Haus. Der alte Geheimrat war zugänglicher gewesen, als beide erwartet hatten.

„Sie wissen, daß meine Tochter verlobt war, Herr Doktor?“ hatte er gefragt. Und auf die be-

jahende Antwort: „Sie wissen auch die Gründe, aus denen die Verlobung auseinander ging."

„Ja!" erwiderte Joachim Heinrich zum zweiten Male.

„Und Sie wollen meine Tochter heiraten?"

Der alte, etwas steife Herr schien mühsam ein „trotzdem" zu verschlucken.

„Ja!" antwortete Joachim Heinrich zum dritten Male.

„Dann hätt' ich im Prinzip nichts dagegen," sagte der Geheimrat. „Nur müßte die offizielle Verlobung eo ipso hinausgeschoben werden. Meine Tochter kommt während des ersten Vierteljahrs nicht nach Berlin zurück."

Der alte Herr mochte sich selbst gestehen, daß ein Privatdozent immerhin eine leidlich gute Partie sei, und daß Ilse als „Entlobte" schwerlich besser und bälder unter die Haube käme.

Ein Telegramm meldete den Erfolg der Unterredung nach Thüringen, und vierundzwanzig Stunden später war Joachim Heinrich selber wieder in der Nähe des Schwarzen Sees.

Als jedoch das Sommersemester begann, setzte er seine Vorlesungen auf Dienstag, Mittwoch und Donnerstag, so daß er bequem die andre Hälfte der Woche, in einem nahen Dorfwirtshaus einquartiert, seiner Braut widmen konnte.

Gleich am ersten Tage, an dem sein Dienst begann, traf er in der Universität Doktor Wengraff.

„Morgen, Herr Kollega — alle Wetter, haben Sie sich erholt! Wie waren die Ferien?"

„Wunderschön," sagte Joachim Heinrich begeistert.

„Kann ich mir denken. Na, überhaupt — die Riviera!“

„Herrlich! Außerdem hab' ich mich verlobt! Vorläufig zwar noch Geheimnis.“

„Verlobt? Gratuliere! Gratuliere von Herzen! Ich sag' immer, die Riviera ist ein Paradies. Es war doch da?“

„In der Nähe ... Sie sollten's mir nachtun!“

„O weh, leicht gesagt! Wissen Sie, Herr Kollega, nun kann ich's ja gestehen: ich glaubte bestimmt, Sie wären in Ilse Jäger verschossen — Sie wissen! Na, nun freut's mich doppelt. Denn Ilse Jäger — was ich gehört habe, wie sie so die Verlobung aufgehoben hat — nein, nein! Etwas exzentrisch ist sie doch!“

„Ja,“ erwiderte der andre lachend — „das mag wohl so sein.“

„Aber sonst ein braves Mädel. Schade, die kriegt nun so bald keinen andern. Man möcht's beinah' selber versuchen.“

„Immer nur zu! — Herrgott! es schlägt schon! Auf Wiedersehen, Herr Kollega.“

„Auf Wiedersehen! Und wann erfährt man Näheres?“

„In zwei Monaten,“ rief Joachim Heinrich lachend zurück.

Als er aber am Sonnabend dieser Woche mit Ilse lustig plaudernd spazieren ging und ihr von dem drolligen Gespräche mit Doktor Wengraff erzählte, sagte sie ernst: „Er hat nicht unrecht. Ich bewundere dich eigentlich, daß du den Mut hast, mich zu nehmen. Denn merkwürdigerweise hast du mich immer in Situationen gesehen, die alles andre eher als gewöhnlich

waren. Und dabei hab' ich doch den Wunsch ... den Wunsch ..."

„Welchen, Lieb?"

Sie schmiegte sich leicht errötend an ihn.

„Daß unser Leben still und voll glücklichen Friedens sein möchte, denn eigentlich bin ich gut bürgerlich gesinnt und hab' gar kein Talent zum Exzentrischsein. Das eine Mal, wo ich's war, hat mir so viel Leid gebracht."

„Und dazu noch," sagte er, indem er sie in die Arme nahm, „einen so gräßlichen Kerl, wie ich es bin!"

II.

Der Siebenschläfer.

Erstes Kapitel.

Bartek Chalina hörte täglich das schwere Klappern ihrer Holzpantoffel, wenn sie draußen vorüberging, um Wasser zu holen. Dann blinzelte er durch die bleigefaßten, farbenschillernden Scheiben nach ihr hinüber, gähnte und sagte fast regelmäßig: „Nun, Bartek, es wäre so eine Frau für dich!“

Aber kaum hatte er das herausgebracht, als auch seine Mutter zu keifen anfing: was er sich eigentlich einbilde, und ob er denn eine nehmen wolle, die keine Stecknadel habe. Und sie, die alte Chalina, schloß immer: „Daraus wird nichts.“

Das ging so glücklich schon ein Jährlein, und es war keine Aussicht vorhanden, daß es sich je ändern würde, als Pellascha Cisielska plötzlich und fast gleichzeitig eine Erbschaft machte und einen Bräutigam bekam. Es war eine Erbschaft von baren dreihundert Talern. Kaum war das bekannt, als es im Hause der Chalinas eine Aufregung gab.

„He, Bartek, hörst du?“ schmetterte Frau Chalina. Es klang wie ein Angriffssignal.

„Gott segne dich, Mutter," antwortete er gleichmütig, „weshalb hast du immer dagegen geredet? Sonst — nun, wir hätten die Pellascha und die dreihundert Taler obendrein. Darauf kannst du dich verlassen."

„Ich soll schuld sein? Alle Heiligen, ich? Nichts hab' ich gesagt, wenn du es wissen willst, keinen Ton! Aber was bist du denn? Eine Schlafmütze, ein Faulpelz! Und wenn ich was gesagt hab', hab' ich nicht recht gehabt? He? Hab' ich gesagt, sie ist ein schlechtes Mädchen? Nein, mein Lieber! Aber Geld hat sie nicht, hab' ich gesagt. Und ohne Geld kein Mann, das ist klar! Also was willst du?"

Er zuckte die Achseln.

„Sie geht mit dem Waczek. Es ist nichts mehr zu machen."

Frau Chalina zerrte wild an ihrer schmutzigen Schürze herum.

„O ich armes, altes Weib! So einen Sohn hat man, so einen Dummkopf! Natürlich, sie wird nicht herkommen, die Pellascha, und zu dir sagen: Herr Bartek Chalina, ich habe die Ehre — wie wär' es, wenn Sie mich heirateten? Das wird sie natürlich nicht tun. Aber wozu hast du denn Beine? Einen Mund? Warum gehst du nicht zu ihr und sagst: Pani Cisielska, was meinen Sie? O Bartek, Bartek, warum bist du kein Kavalier? Der Waczek wird sie dir fortnehmen vor der Nase. Der Waczek! Nun ich muß doch sagen: ein Chalina ist etwas Besseres! Und wenn ein Chalina kommt, schickt sie jeden andern in den Wald nach Kuckucksnestern. Denn sie ist nicht dumm."

Er hatte mit der Hand ein paar Brummer zerquetscht, die sich an den Scheiben tummelten.

Jetzt gähnte er müde, reckte sich und antwortete: „Sie hat einen harten Kopf, Mutter, und dem Stefanek hat sie auch gesagt, er sollt' sich erst ein andres Gesicht wachsen lassen. Nun, man wird sehen! Wer kann wissen, was die lieben Heiligen mit einem vorhaben?"

Damit nahm er seine Mütze und ging aus der Tür.

* * *

Das Anwesen der Chalinas lag von der großen Landstraße abseits hart an einem Fußweg, der zum Fluß und zu den Wiesen führte. Vor dem schindelgedeckten Häuschen lag ein verwilderter kleiner Garten, in dem Sonnenblumen blühten, allerlei Nelkenarten wucherten und der Maulwurf geschäftig seine Hügel aufstieß. Der eigentliche Hauptgarten jedoch schloß sich an die Rückseite des Hauses und zog sich, mit einem rohen Bretterzaun umgeben, bis zu den Ufern des Flusses, der ohne Überstürzung durch grüne Wiesen der Netze zuströmte. Dort, im Hauptgarten, ragten die großen Obstbäume, alle Arten von Kirschen, die Bauernpflaumen und die dicken gelben Eierpflaumen, dazwischen wohl auch ein Weinbirnbaum mit seinen blanken Blättern.

Es war eine der wenigen Besitzungen in dem dicht an der Kleinstadt gelegenen Dörfchen, die nicht zum „Schloß" gehörten. Und darauf bildeten sich die Chalinas etwas ein! „Ich bin ein freier Herr," sagte der Alte und machte große, respektheischende Augen — „nach wem brauch' ich zu fragen?" Dabei schlug er

sich gern an die Brust und rückte die Konfederatka, die vierzipflige Mütze, kecker zur Seite.

Man mußte es ihm auch nachsagen: er wurde wirklich sehr respektiert. Sogar der Inspektor vom Gut klopfte ihm auf die Schulter und sagte zu ihm: „Mein lieber Chalina!" Welchem zweiten passierte das noch? He? Und wenn der Sonntag kam, gingen die übrigen truppweise zur Kirche — die Chalinas jedoch zogen ihren Wagen aus dem Stall, spannten ihren Braunen vor, genannt Johann Sobieski, spannten den Schwarzen, genannt Fürst Poniatowski, daneben und fuhren stolz und steif zum Gottesdienst, so kurz die Strecke auch war. Es war eine Freude, ihnen zuzusehen.

Dabei war's jedoch mit ihrem Besitztum gar nicht weit her. Sie hatten erst vorigen Sommer den besten Acker verkaufen müssen, und die paar Morgen, die ihnen blieben, waren nicht sonderlich ertragsfähig. Je mehr aber die Wirtschaft zurückging, desto respektvoller wollte der alte Zygmunt Chalina behandelt sein, und desto mehr schrie und keifte seine Gattin, die würdige Eusebia. Beider großer Schmerz war ihr Sohn Bartek.

Alle Welt nannte ihn den Siebenschläfer, denn seine Augen zwinkerten immer, als ob sie gerade zufallen wollten, und dazu gähnte er jede Minute. Schon auf der Schule war das nicht besser gewesen. Der Herr Lehrer hatte sich manchmal bitter beklagt. Sprangen die andern Kinder lustig mit ihren Schiefertafeln nach Haus, so latschte der kleine Bartek Chalina sicher hinten nach und verschwand an heißen Tagen im Walde. Dann legte er Katechismus, Fibel und

alles, was an die schreckliche Schule erinnerte, neben sich, zog seine Mütze übers Gesicht und war in einer Zeit, in der die behendeste Zunge nicht bis hundert hätte zählen können, fest eingeschlafen. Nur der Hunger trieb ihn nach Haus.

Genau so faul, wie er in der Schule gewesen, war er später im Haus und Feld. Am liebsten stand er am Fenster und schlug Fliegen tot oder saß vor der Tür auf dem Bänkchen oder lag auch unter einem Obstbaum im Garten und blinzelte in die durchsonnten Baumwipfel. Dagegen halfen weder die Beteuerungen und die respektheischenden Augen seines Vaters, noch das Keifen der Mutter. „Gott segne euch!" sagte er, „ich bin nun einmal so." Und vergnügt sah er zu, wie sie sich abrackerten. Nur zu Botengängen war er allenfalls zu verwenden, überhaupt zu kleinen Arbeiten, die keine Anstrengung erforderten. Deshalb ließ sein Vater ihn einst säen. Er tat es jedoch so ungleich, warf hier eine ganze Handvoll Körner auf einen Fleck und gar nichts auf den andern, daß auch daraus nur Ärger entstand. Da ließ man ihn ganz in Ruhe, und so kam es, daß Bartek Chalina ein Leben führte wie der liebe Herrgott in Frankreich.

Es bekam ihm auch sichtlich. Er aß sich allmählich alle Ecken und Spitzen rund, und wenn er jetzt noch so sehr blinzelte, konnten seine kleinen Äuglein kaum über die roten Hügel seiner Backen hinweggucken. Nur eins fehlte ihm noch: so ein gutes, braves Weib. Und daran mußte er gerade jetzt denken, während er nach der Unterredung mit seiner Mutter auf dem Holzbänkchen saß, neben sich den Zaun des kleinen Vor-

gartens, über sich den blauen Grund des heiteren Himmels.

Ja, so ein echtes, braves Weib! Recht rund, recht appetitlich, mit einer gewissen wohligen Fleischfülle. Denn die heilige Jungfrau mochte wissen, weshalb er diese splittrigen Dinger nicht leiden konnte! Er wollte sich nicht wundstoßen dran, wenn er sie anfaßte. Und da war die Pellascha Cisielska gerade recht! Sie wäre so eine Braut für ihn gewesen, dieses Mädel! Nicht allzu groß, aber auch nicht allzu klein, hübsch mollig, aber bei Leibe nicht plump — o, da würde man sich schön bedanken! — wirklich, sie paßte ausgezeichnet. Außerdem, er, der Bartek, war nicht dumm. Was tat er mit einer Prinzessin, die kein Futter stampfen wollte für die Schweine, die nicht zu arbeiten verstand! Da hätte er womöglich heran müssen! Nein, weshalb heiratete man denn überhaupt? Er würde ja gar nicht dran denken, wenn das ewig so ginge! Aber sein Vater — nun, Gott erhalt ihn noch hundert Jahre, aber sterben müssen wir alle, und sterben würde auch sein Vater mal. Wer besorgte dann die Wirtschaft? Das mußte natürlich sein Weib machen, und deshalb brauchte er eine, die stramm zugriff, die für drei arbeitete, ganz so wie jetzt sein Vater und wie seine beiden Pferde Johann Sobieski und Fürst Poniatowski. So eine war jedoch wieder die Pellascha Cisielska. Er hatte sie oft in behaglicher Ruhe beobachtet, wie sie am Fluß auf der Schöpfbank stand, Wäsche spülte, kupferne Kessel ausscheuerte, Wasser trug. Hei, wie flink ihr alles von der Hand ging! Und Pellascha Chalina — das klang in der Tat nicht übel. Sie könnte heute so heißen, wenn seine Mutter,

die Hexe — möge Gott die Sünde verzeihen — nicht immer dagegen gewesen wäre! Dann hätte er ein gutes Weib gehabt und gutes Geld noch dazu.

Pan Bartek schüttelte unzufrieden den Kopf. Aber schließlich, es war nicht zu ändern. Ach Gott ja, das Beste war doch wohl, man machte ein Schläfchen. Die Luft so schön warm, und das leise, leise Summen darin, und die gute Frau Sonne oben — das Haupt sank ihm beinahe von selbst vor. Da horch: klapp, klapp; klapp, klapp — das mußten die Holzpantoffel sein, die näher kamen.

Er kämpfte mit sich: sollte er nun die Augen aufmachen oder sich gar nicht stören lassen? Nun, man konnte doch einmal zusehen, ob es die Pellascha war.

Sie war es. Den Korb mit Wäsche auf der Schulter, den einen Arm in die Hüfte gestemmt, kam sie mit gleichmäßigem Gang den schmalen Steg einher. Die Last schien sie nicht zu genieren.

Bartek Chalina ließ kein Auge von ihr. Wie sie sich wiegte, wie leicht und stolz sie näher schritt! Sie mußte gerade an ihm vorüber. Aber es zuckte in ihrem harten Gesicht keine Miene, und kein Gruß kam über ihre Lippen. Sie sah den Burschen überhaupt nicht an. Ihr gewöhnliches, blaukariertes Kleid hatte sie geschürzt, daß es wie ein Reifen um die Hüften saß und unten die grobmaschigen, selbstgestrickten Strümpfe ein gutes Ende zum Vorschein kamen.

Am Fluß blieb sie stehen, ließ den schweren Korb mit einem Ruck zur Erde gleiten und trat auf die kleine Schöpfbank. Flink nahm sie ein Stück Wäsche nach dem andern, spülte es und breitete es dann auf der Wiese neben Chalinas Obstgarten zum Bleichen aus.

Der Siebenschläfer dachte nicht mehr an den heißen Tag und an das „Nickchen" im Sonnenschein. Er dachte nur daran, was die Pellascha für eine herrliche Frau wäre. Sie würde so arbeiten, daß er den ganzen Tag ausruhen könnte, und statt zu schelten, würde sie zärtlich zu ihm sprechen: Mein Lieber, soll ich dir einen Eierkuchen backen, oder sind dir vielleicht heute Fische gefällig?

Er seufzte tief auf, und ein fast finsterer Zug trat in sein gutmütig-dickes Gesicht. Dieser Waczek! Solch ein Mädel ihm einfach wegzuschnappen! Ein Jammer war es und blieb es!

Hm, ob er's doch versuchte? Vielleicht würde sie einen Chalina, einen freien Mann, vorziehen. Und was konnte sie denn schließlich sagen? Sie konnte sagen: Nein, ich danke für die Gnade, Pan Chalina, aber ich will Euer Wohlgeboren nicht haben. Nun, daran stirbt man auch nicht.

Er blieb noch fünf Minuten sitzen. Dann erhob er sich und schlenderte langsam dem Fluß zu. Aber er kehrte noch einmal um, zwinkerte mit den Äuglein und steckte sich eine Nelke ins Knopfloch, eine blutrote.

Pellascha Cisielska wandte nur einmal kurz den Kopf, als sie seinen Schritt vernahm. Als sie ihn jedoch erkannte, zuckten ihre Lippen etwas verächtlich. Der Faulpelz, der Siebenschläfer — was wollte denn der hier?

Pan Bartek lehnte sich an den Zaun seines Obstgartens, grüßte freundlich und räusperte sich.

Pellascha Cisielska tat, als wär' er nicht da. Sie klemmte den Rock fester zwischen die Kniee und spülte ihre Wäsche weiter.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ grüßte er dann.

„In Ewigkeit, Ewigkeit, Amen,“ antwortete sie. Die Worte waren wenig freundlich gesprochen. Der Kopf wandte sich nicht um.

„Pani Cisielska —“.

Keine Antwort. Nur das Wäschestück klatschte lauter auf den Wasserspiegel.

Bartek Chalina erhob seine Stimme.

„Pani Cisielska — wie fleißig man ist! Wird man denn niemals müde, meine Gute?“

Über den Zaun flog ein Schmetterling. Das Mädchen zuckte die Achseln.

„Nun, was ist das?“ sagte er ärgerlich, „du sitzt doch nicht auf deinen Ohren! Oder hat sie der Waczek verstopft, damit du mit keinem andern sprichst?“

Zum erstenmal ließ Pellascha Cisielska ihre Blicke auf ihm ruhen.

„Laß den Waczek zufrieden. Das muß ich schon sagen: ein andrer Kerl als du ist er!“

„Pah, wenn du glaubst, er wird dich heiraten —“

Die Stirn des Mädchens ward finster. Das Wäschestück blieb einen Augenblick ruhig im fließenden Wasser.

„Zerbrich dir nicht den Kopf um andrer Leute Sachen,“ antwortete sie dann kurz.

Eine Zeitlang sah ihr Bartek Chalina stillschweigend zu und drehte seine Daumen umeinander. Er tat es immer, wenn ihn irgend etwas sehr beschäftigte.

„Höre,“ begann er endlich wieder, „der Waczek nimmt dich doch nicht. Er will nur dein Geld. Und übers Jahr hast du ein Kind, aber keinen Mann. Sag selbst, was hat er? O ihr lieben Heiligen, unsre

Katze ist nur klein, jedoch sie trägt es auf dem Schwanz, ohne daß er krumm wird. Du kannst es nicht leugnen. Aber nun dreh dich um: was siehst du da, mein Täubchen? Ist es nicht ein schönes Haus mit Land und Garten und zwei Pferden, Fürst Poniatowski und Johann Sobieski? Und es gehört alles den Chalinas, also mir. Dagegen wirst du nichts einzuwenden haben. Und kommt da eine gute Frau hinein, meine Liebe, so kann sie Reichtum sammeln."

Pellascha Cisielska ward neugierig.

„Warum erzählst du mir das, Bartek?" fragte sie etwas höhnisch. „Soll ich etwa den Brautwerber für dich machen? Vielleicht beim Kräuterweiblein? Eine Schöne ist sie, kaum siebzig Jahre, und sie wird dich mit beiden Händen nehmen, denn Alter frißt Jugend gern. He?"

Aber der Siebenschläfer ließ sich nicht aus der Fassung bringen.

„Hör erst zu Ende," sagte er gleichmütig. „Wir haben also das Häuschen, und es wird auch noch ein bißchen was andres da sein. Nun, und da bin ich. Es ist ja wahr: wie ein Graf sehe ich nicht aus, denn ich bin keiner, aber du kannst nicht behaupten, daß ich ein schlechter Mensch bin. Was meinst du? Und sind die Chalinas etwa nicht angeseh'n? Wenn uns zum Beispiel der Pan Inspektor trifft, nun ich will mich nicht rühmen, aber daß er uns auf die Schulter klopft und sagt: ‚Mein lieber Chalina, ich freue mich, dich wieder einmal zu seh'n' — das ist im ganzen Dorf doch bekannt. Oder meinst du, ich kriege keine Frau? Zehn, zwölf, zwanzig, meine Liebe! Da ist die Veronika zum Beispiel, ein hübsches Mädchen, wenn sie nicht die

Hasenscharte hätte. Und glaubst du, die Wikta wäre nicht gern Frau Chalina? Pah! Aber ich will nun einmal beide nicht. So bin ich nun einmal! Sondern, wenn du die Gnade hättest — nun ja, dich möcht' ich schon nehmen! Gib dem Waczek den Laufpaß und komm zu mir. Nach der Ernte könnten wir heiraten und würden im Wagen in die Kirche fahren. Was sagst du nun dazu?"

Heiliger Schutzpatron, war das eine Anstrengung! Bartek Chalina schwitzte nur so, aber im stillen bewunderte er sich. Nun ja, es war eine Rede wie vom Herrn Kommissarius.

Das Mädchen hatte sich langsam aufgerichtet und die Arme in die Hüften gestemmt.

„Siebenschläfer," höhnte sie lachend, „fahr in die Stadt, geh zum Pan Doktor. Die Sonne war dir schädlich. Heilige Mutter Gottes im Himmel, ihn soll ich nehmen! He, Dickwanst, Siebenschläfer, verstehst du? Damit du dich mästen kannst und ich arbeite!! Nun, ich will es dem Waczek sagen — er ist der Stärkste von euch allen. Und er wird dir die Antwort noch besser schreiben — mit blauen Buchstaben auf den Rücken!"

Mit spöttischem Lachen wandte sie sich von neuem ihrer Arbeit zu, und in Pausen klang noch immer ein kurzes, trutziges Lachen zu dem Burschen hinüber.

Der hatte schon längst den Mund auftun wollen, war aber nicht dazu gekommen. Mit der ließ sich wirklich nicht spaßen! Alle Wetter! Und ärgerlich stampfte der Siebenschläfer auf.

„Waczek! Haha! Wer fürchtet sich denn über-

haupt vor dem? Nein, Pani Cisielska, der Bartek Chalina bricht dem Waczek alle Knochen entzwei, wenn er in Wut gerät. Denn feige ist man nicht — merk dir das!"

Er brummte weiter, brummte dies und das. Man konnte sich auch wirklich krank ärgern über die Person! Und dabei tat sie, als wäre er Luft!

Pellascha breitete die Wäschestücke auf der Wiese aus. Sie bückte sich leicht und behend. Das Wasser lief ihm im Mund zusammen, als er diese kräftigen Bewegungen sah. Und begehrend ruhten seine Blicke auf ihren festen Formen.

Ewig schade um das Mädel! Gleich so aufzufahren gegen ihn — je nun, das war doch gewiß nicht nötig. Man konnte sich doch gemütlich verständigen. Aber so sind nun die Weiber! Man wußte nie, ob sie es ernst meinen. Vielleicht tat auch die Pellascha nur so. Wenn er ihr bewies, daß man kein Siebenschläfer war — haha! Diese Weiber! Sollte ein Mensch sagen! Man kam wohl am weitesten, wenn man sie derb anpackte.

Pfiffig lächelnd schritt er näher. Pellascha beachtete ihn nicht.

Hm, nur Mut, Bartek! Was kann da sein? Die Courage sozusagen war doch alles.

„Warum gleich so böse, mein Täubchen?" sagte er zärtlich und trat ganz dicht an sie heran. „Du wirst doch nicht behaupten, daß es eine Schande ist, sich in dich zu verlieben?"

Er ließ dabei den Arm kreisen, als wollt' er sie fassen und an sich ziehen.

„Bartek Chalina!" rief sie drohend und tat einen

Schritt seitwärts. Wie zum Schlage bereit, packte ihre Hand das letzte Wäschestück.

„Nun, nun, meine Liebe," begütigte er, und mit einer Plötzlichkeit, die man ihm nicht zugetraut hätte, schlang er verwegen den Arm um ihre pralle Hüfte.

Aber sofort ließ er sie los. Denn in jäher Wut zischte sie seinen Namen durch die Zähne und gleichzeitig klatschte die nasse Leinwand gegen sein Gesicht, daß ihm Hören und Sehen verging.

„Da hast du's," höhnte sie, „und das nächste Mal besorgt dir's Waczek besser."

Mit einem Ruck schulterte sie den leeren Korb, stieß den fassungslosen Burschen zur Seite und ging den Fußweg zurück.

„Tier!" brüllte der Siebenschläfer ihr nach, während er sich die Augen ausrieb und das feuchte Gesicht mit dem Zipfel des langen Rockes trocknete.

Und als er ihr nachsah, wie sie, ohne sich umzusehen, dem „Schloß" zuschritt, ballte er die Fäuste und murmelte ein paarmal: „Dieser Satan!"

* * *

Die Backe fing an zu glühen, das ganze Gesicht war rot. Er fühlte es, als er sich anschickte, durch den Obstgarten ins Haus zu gehen. Wie er da war, konnte er gar nicht vor seine Mutter treten. Sie hatte Luchsaugen. „Söhnchen," würde sie fragen, „was hast du mit der Backe gemacht?" O, er hörte den Ton schon jetzt!

Es war doch eigentlich eine Gemeinheit. Ihn hatte sie geschlagen, den Herrn Chalina, den Freund vom Inspektor! Und er hatte sie gehen lassen!!

Warum hatte er sie nicht zerbleut von oben bis unten? Dann hätte sie gemerkt, daß er ein Kerl war, den man liebhaben konnte! Der Waczek prügelte sie sicher — sonst würde sie nicht so an ihm hängen!

Er nahm eine Raupe vom Obstbaum, zertrat sie.

Nein, wie schnell es gekommen war! Da konnte einem ja der Verstand still stehen! Diese Schmach! Er wurde allmählich wütend, und das konnte ihm keiner verdenken. Gnade ihr Gott, wenn sie ihm jetzt unter die Finger kam. Er wollt' ihr schon auflauern — das weitere würde sich finden.

Allerdings: der Waczek! Der war böse, sehr böse. Der Mensch konnte sich ja nicht bezähmen. Und er war der Stärkste von allen.

Bartek Chalina schwitzte. Sein Zorn verrauchte merkwürdig schnell, als er an Waczek dachte. Aber trotzdem — Strafe mußte sein! Von einem Mädel sich alles gefallen zu lassen — pfui, Bartek, spuck aus! Eine Schmach war es, mit einem Wort.

Er setzte sich auf die Bank und drehte die Daumen wieder umeinander.

Morgen früh kam sie mit den Eimern herunter. Die Gnädige wusch sich immer in Flußwasser. Da sollte dann die Welt etwas erleben — von ihm, dem Siebenschläfer! Allen wollte er's einmal zeigen.

Bei diesem Gedanken beruhigte er sich.

Er paßte wirklich auf. Recht bequem saß er auf einem Schemel, den Rücken gegen den Stamm eines Obstbaums gelehnt und guckte in die Sonne. Der Staub der Landstraße kam nicht hieher. Nur ein leichter Wind war da und bewegte hundert Blätter gleichzeitig, daß auf dem Boden die Schatten durch-

einander zitterten. Es war schwer, bei diesem gleichmäßigen Rauschen die Augen offen zu behalten. Zwar, es war nicht lange her, seit er aus seinem guten Bett aufgestanden, aber schlafen konnte Bartek Chalina jederzeit. Beinahe hätte er die Pellascha auch verpaßt. Als sie mit den Eimern angeschlendert kam — sie hingen am Tragholz — stand nur sein Mund auf, nicht seine Augen. Aber noch rechtzeitig blinzelte er hinüber. Also da war sie! Jawohl, es stand außer Zweifel. Nun also los!

Es war merkwürdig, daß kein Zorn in ihm aufkommen wollte. Beinahe hätte er einen freundlichen Gruß hinübergerufen. Nun ja, er war ein großartiger Mensch! Wer wollte leugnen, daß er sie jetzt verprügeln konnte? Aber ist es eine Ehre, ein Weib zu besiegen? Pah! Er war ein guter katholischer Christ — er wollte sie durch seinen Geist bezwingen. Man mußte für das Edle sein!

„He, Pellascha!"

Sein Ruf hatte nicht den geringsten Erfolg.

„Pellascha Cisielska," sagte er eindringlicher und kam näher, jedoch nicht so nahe wie gestern, „du wirst begreifen, daß ich für das Edle bin. Ich vergebe dir den Schlag von gestern. Du hattest keine Vernunft, meine Liebe. Aber du sollst sehen, was es heißt, den Bartek Chalina schlecht zu behandeln."

„Kannst eine neue Portion bekommen," entgegnete sie und schöpfte den Eimer voll. „Hab's übrigens dem Waczek schon erzählt."

Bartek Chalina kränkte sich.

„Wenn ich dich milde behandle," antwortete er würdevoll, „so brauchst du nicht zu glauben, daß ich's

mit dem Waczek ebenso mache. Wo ich hinschlage, wächst kein Gras mehr, meine Liebe."

Mit lautem Hohngelächter unterbrach ihn das Mädchen.

„Der Siebenschläfer und der Waczek! Nein, der Siebenschläfer! So bläst er dich weg, so! Trotz deines Fettes, Bartek Chalina!"

„Laß ihn kommen," schrie der Bursche wütend. „Ich sehe, du hast keine Vernunft. Was soll ich mit einer Unvernünftigen reden?"

„Aber du willst sie heiraten!"

„Und ich werde, meine Beste! Ich sage dir: Ich werde dich heiraten! Man wird dich zwingen!"

„Mit achtzig Jahren," spöttelte Pellascha. „Wenn der Waczek dich so lange leben läßt!"

„Oder ich ihn," prustete der Dicke erregt.

Auch das Mädchen ward wild. Ihre zu kurz geratene Oberlippe verschwand fast einen Moment.

„Geh zum Pan Doktor," kreischte sie — „ich hab's dir schon einmal gesagt. Ich eine Chalina, heilige Mutter Gottes!"

„Die heilige Mutter Gottes wird mir beisteh'n," rief der Siebenschläfer zornig. „Ich schwöre dir bei der Gebenedeiten, daß du meine Frau wirst. Sie soll mich verderben, wenn ich lüge!"

Erschrocken trat das Mädchen einen Schritt zurück und bekreuzte sich.

„Maria und Joseph, verzeiht ihm die Sünde!"

Dann legte sie das Tragholz auf die Schultern, hakte die Eimer ein und schritt stämmig und leicht gebückt davon. Als sie an ihm vorbeikam, sagte sie nur: „Dumm!"

Kein Wort mehr.

Der Bursche stand finster da. Doch bald nahm er sich zusammen.

„He, Pellascha, wir haben etwas vergessen, mein Täubchen. Du eilst zu sehr."

Die Eimer klirrten.

„Wir haben vergessen auszumachen, wann die Hochzeit ist. Sozusagen ist es wichtig. Also, was meinst du?"

Sie hätte dem Siebenschläfer diesen Hohn gar nicht zugetraut. Das leicht erregte Blut stieg ihr zu Kopf. Und sie setzte die Eimer hin, daß sie stark aufstießen und das Wasser überschwappte.

„Ich will's dir verraten, Siebenschläfer," schrie sie zurück. „Die Hochzeit soll sein, wenn du nächste Ostern mit den Türken vor mein Haus kommst als Anführer!"

Sie lachte verächtlich und nahm die Last wieder auf.

Bartek hatte einen Augenblick gestutzt.

„Nächste Ostern ist noch weithin," antwortete er dann. „Aber ich werde kommen, Pellascha Cisielska!"

Und als sie schon ein gutes Ende weiter war, rief er noch einmal: „Ich werde kommen!"

Denn Herr Chalina war allmählich in eine Aufregung geraten, wie er sie nie gekannt hatte.

* * *

Es verging eine ganze Weile, ehe er wieder so leidlich ins Gleichgewicht kam. Er mußte sich mehrmals mit der flachen Hand den Schweiß von der Stirn wischen. Der Tag fing ja gut an — wirklich!

Wie das Mädel ihn aufgeregt hatte! Er wußte selbst nicht mehr, was er alles sagte, während sie so dastand.

An der Spitze der Türken wollte er vor ihr Fenster ziehen! O je, da half kein Kratzen! Was er da wieder angerichtet hatte! Die ganze Geschichte war verrückt. Hätte so schön ruhig leben können, mußte nun gerade auf die Pellascha verfallen! Heiliger Schutzpatron, wie die andern lachen würden! Denn die Pellascha war ein Klatschmaul wie alle Weiber. Heute noch wußte es der Waczek, morgen das ganze Dorf, übermorgen die Stadt.

Der arme Siebenschläfer schüttelte immer bedenklicher und melancholischer den Kopf. Der Waczek — das war das Böseste dabei! Denn mit den Türken, du lieber Gott, das hatte bis Ostern Zeit, und jetzt hatte die Ernte noch nicht begonnen. Wer weiß, wer Ostern noch lebte. Vielleicht hatte der Himmel ein Einsehen. Aber wenn Pellascha sagte: „Waczek, der Bartek Chalina verdient blaue Flecke" — so konnte er sie schon ein paar Stunden darauf haben.

Trotz seiner Tapferkeit ächzte er, als bekäme er die blauen Flecke gerade jetzt. Und nirgends ein Ausweg.. —

In der Stube keifte die Mutter nach ehrwürdiger Tradition. Bartek hörte es kaum. Er zerquetschte wieder Fliegen an den Scheiben.

Sein Vater, der bis dahin still gewesen war, trat an ihn heran. „Bartek, mein Söhnchen," sprach er, „die Mutter sagt mir, du willst heiraten. Ich frage die Mutter: Wen will er heiraten? Die Mutter sagt: Pellascha Cisielska. Nun, sage ich —" .

„Laß mich zufrieden!“ unterbrach der Sohn ihn brummend.

„Zygmunt,“ fuhr die Alte dazwischen, „hörst du es? Hörst du, was dein Söhnchen spricht? O du Tagedieb, du Siebenschläfer!“

„Jawohl,“ stimmte Zygmunt da bei, „bist du ein Chalina, ein freier Mann? Man sollte es nicht glauben!“

Bartek seufzte nur. Nirgends hatte man Ruhe. Und er nahm die Mütze, die er eben hingelegt, wieder auf und trottete ins Freie.

Drüben lag die Schenke. Dort konnte man ja beim Juden einen Schnaps nehmen. Es war ein Gedanke.

Die Tür stand offen. Schon von weitem hörte er aus der großen weißgekalkten Gaststube Lachen und Stimmengewirr. Sollte er umkehren? Pah, warum denn?

Er erkannte die eine Stimme. Sie gehörte dem Zimmerer. Nun, das war eine lustige Gesellschaft, denn der Zimmerer wußte immer das Neueste. Und er erzählte nicht schlecht.

„Klatsch!“ sagte er gerade, als Bartek eintrat, „mit dem ganzen Waschlappen, dem pitschnassen, ihm gerade ins Gesicht — was meint ihr?“

„Der Siebenschläfer,“ johlten sie. „Gott segne dich, Chalina: wenn man vom Wolf spricht —“

Der Zimmerer saß rittlings auf seinem Stuhl und lachte am tollsten. „Pan Bräutigam,“ schrie er durch den Lärm, „sei beglückwünscht! War der Verlobungskuß sehr naß, mein Lieber?“

Und ganz rot vor Aufregung und heiser ritt er mit seinem Stuhl näher heran.

Laß sein, dachte Bartek. Hast dich zu Haus geärgert, sollst dich hier ärgern — was ist das für ein Leben! Aber dagegen machen läßt sich gar nichts. Wenn du ruhig bist, werden sie schon einmal aufhören.

Er forderte Schnaps, „Jungfernblut" für einen halben Groschen. Als der Jude es eingoß, ward es still. Nur leise ein Tuscheln. Aber ehe Pan Chalina das Gläschen an die Lippen führen konnte, stürzte der Zimmerer vor.

„Pan Bräutigam," rief er lustig, „du siehst es ein: wir müssen ein Gläschen zusammen trinken. Also noch eins her!"

Bartek verzog die Stirn.

Dann machte der Zimmerer einen Kratzfuß, und während alles gespannt lauschte, hob er das Glas und sprach: „Euer Hochwohlgeboren, Pan Bräutigam, haben die Absicht, sich zu verheiraten. Die Pani Cisielska ist ein schönes Mädchen, aber sie sagt: Den Bartek Chalina, nun pfui, wie kann ich ihn heiraten? Er schläft bei der Hochzeit, er schläft Tag und Nacht, und weshalb heirate ich, wenn mein Mann schläft? He? Der Waczek schläft nicht. So spricht sie, Euer Hochwohlgeboren, und darauf müssen wir anstoßen!"

Vom Tisch drängten die andern sich johlend näher. Aber Bartek stieß nicht an. „Warum willst du mich böse machen?" fragte er gleichmütig.

Innerlich aber wurmte es ihn. Hätten sie geschimpft — nun, er war es gewohnt. Aber diese spöttische Lustigkeit —

„Laßt mich zufrieden," rief er ärgerlich, als die übrigen herandrängten.

„Aber, aber!“ grinſte der Zimmerer und ſtieß doch mit ſeinem Gläschen an das Barteks — „man wird doch Euer Hochwohlgeboren beglückwünſchen dürfen!“

Dabei griff er nach ſeiner Hand und ſchüttelte ſie ſo ſtark, daß der Fuſel über den Rand des Glaſes ſprang.

Das war dem Siebenſchläfer doch zu viel.

„Ich laß mich nicht zum Narren machen!“ ſchrie er wütend. „Soll mir nur einer kommen! Nicht mal in der Schenke hat man ſeine Ruhe.“

Aber als die andern ſeine Wut ſahen, lachten ſie nur noch lauter.

„Weißt du was, Pan Bräutigam?“ rief der eine, „vor zehn Minuten war der Waczek Kujowski hier. Wenn er dich trifft, hat er geſagt, ſchlägt er dir alle Knochen im Leibe entzwei. Drei Tage, ſagt er, ſollſt du nicht ſtehen und nicht liegen können. Hüt dich, Siebenſchläfer, und ſchlaf lieber gleich bis Neujahr durch!“

„Bei Muttern,“ fügte der Zimmerer hinzu.

Bartek Chalina wußte ſich keinen Rat mehr.

„Herſch!“ ſchrie er den alten Juden an. „Was heißt das? Darf man mich hier verſpotten? Iſt das eine Schenke? Nun, mein Lieber, wir werden ſehen, ob das geht!“

Der alte Jude machte eine Handbewegung am Ohr vorbei, als wehre er eine Fliege ab.

„Pan Chalina,“ antwortete er, „fragen Se de Härrn, was ich mer muß laſſen gefallen ſeit — wahrhaftig Gott, ſeit zwanzig Jahren. Und wenn Se's haben gehört, kommen Se wieder und ſagen zu mir: Herſch, ſagen Se, muß ich mer's laſſen gefallen! Se

werden nich kommen, Pan Chalina. Ich sag', de Härrn wollen haben ä Späßchen. Nu, lassen Se se haben ä Späßchen!"

Der Siebenschläfer zuckte die Achseln und wartete noch einen Augenblick, an den klebrigen Schanktisch gelehnt, um den Hunderte von Fliegen summten.

Aber es ward nicht besser. Er war und blieb heute die Zielscheibe für alle. Da ging er. Und hinter ihm drein scholl noch jubelnd das „Pan Bräutigam!"

Draußen seufzte er tief auf und sah sich um. Er wollte eigentlich noch zum Hufschmied wegen „Johann Sobieski"; der Hufschmied wohnte am andern Ende des Städtchens, das vor ihm lag. Die Schenke hier war der letzte Ausläufer und wurde mehr von den Dörflern besucht.

Bartek Chalina machte sich also auf den Weg. Aber plötzlich blieb er stehen.

Waczek! Wenn der ihm nun auflauerte! Mitten auf der Straße! Wenn er ihn prügelte, hinter ihm drein schimpfte! Bei aller Tapferkeit — auf offener Straße wäre das unangenehm, eines Chalina unwürdig.

Nein, durch die Stadt traute er sich nicht. Also wollte er sich durch die Felder schlagen. Es war das Beste.

Er tat es auch. Das Korn war bald schnittreif. Es würde eine gute Ernte geben, so voll waren die Ähren lange nicht gewesen. Alles still. Auf dem Weg traf er fast keinen Menschen. Ein Kind, das nach Kornblumen suchte — sieh, sieh, es hatte Furcht vor ihm! Es erhob ihn fast. Und immer schrie der Wachtelkönig weit aus den Feldern.

Wenn es nur nicht so heiß wäre! Mit gesenktem Haupt taperte er vorwärts. Das bunte Schnupftuch mußte jetzt die Stirn trocknen.

O du lieber Gott, was war das für ein Leben! Kein Hund konnte es schlechter haben! Und gestern, vorgestern noch so gut alles. Jetzt aber schlich er wie ein Verbrecher hier um die Stadt herum.

Ja, was hatte er denn getan? Der Pellascha einen Antrag gemacht! Die Pellascha angefaßt! Und deshalb hatte sie ihm die Wäsche um die Ohren geschlagen, deshalb ward er in der Schenke verhöhnt, deshalb wollte ihn Waczek beinahe töten, deshalb mußte er hier in der Sonnenglut umherirren. Zu Haus keine Ruhe, in Dorf, Stadt, Schänke keine Ruhe — war es nicht zum Verzweifeln, heilige Gottesmutter mit dem Kind? Ein Mörder konnte es nicht schlimmer haben.

Kopfschüttelnd und stöhnend kam er beim Hufschmied an und machte seine Bestellung. Kopfschüttelnd und stöhnend trabte er auf Feldwegen zurück.

Als er nach Haus kam, wußte er nur, daß er ein Leben mit solchen Aufregungen nicht lange mehr ertragen könne.

* * *

Aber es verging ein Tag nach dem andern, ohne daß es besser ward. Natürlich hatte Pellascha auch über ihre letzte Unterredung nicht reinen Mund gehalten, und Bartek der Bräutigam, Bartek der Türkenanführer, Bartek der Don Juan war vor dem Hohn der einen und den Handgreiflichkeiten der andern Seite nirgends mehr sicher. Augenfällig magerte er ab.

Was Wunder, konnte er doch selbst die Nächte nicht mehr so schlafen wie früher!

Das kribbelte in seinem Kopf wie ein Mückenschwarm. Uff, was war er für ein Denker! So viel dachte gewiß kein Mensch auf der ganzen weiten Welt. Ja, er hatte großen Kummer.

Und eines Nachts fand er überhaupt keinen Schlaf. Nicht nur, daß heute der Spott hageldicht auf ihn niedergeprasselt war — heute hatte auch seine Mutter ihren bösen Tag gehabt und ihren Zorn an ihm ausgelassen. Er sagte schon gar nichts mehr, so unglücklich war er. Und nun konnte er zu alledem keinen Schlaf finden.

Er versuchte es erst mit diesem Ohr; nach einer halben Stunde mit dem andern. Da lag er wieder eine gute Zeit, stöhnte, seufzte. Doch dann gab er sich einen Ruck und richtete sich in dem dicken, schweren Bett auf.

Geh fort, Bartek, dachte er. Was willst du noch hier? Nichts hast du als Hohn; deine eigenen Eltern wollen dich nicht. O Jesus Christus, geh gleich bis Warschau oder Posen, so weit du kannst! Wer kennt dich da? Keiner. Wer verspottet dich? Keiner. Wer will dich schlagen? Keiner. O du gesegnetes Land!

Der Gedanke gab ihm seine Ruhe zurück, und fast behaglich legte er sich wieder aufs Kissen.

Sfff — sauste der Wind draußen. Er hörte zu, wie er gegen die Fenster stieß. Wenn es nur kein Gewitter gab! Und plötzlich fiel ihm ein: wenn er nun wegging, und der Wind sauste so, und er hatte kein Dach überm Kopf? Wovon sollte er überhaupt leben? Denn sein Väterchen war ja kein Unmensch,

aber würde er sagen: He, Bartek, mein Söhnchen, ich werde meine Äcker verkaufen, und ich gebe dir hundert Taler, blanke, runde, schöne Taler? Gewiß nicht. Nun also, und was dann? Angenommen, er war fünf Meilen fort. Die erste Woche, die zweite — da ging es schon. So viel mußte Väterchen geben. Aber dann? Was essen? Etwa betteln? Pfui, ein Chalina! Oder gar stehlen? Die heilige Jungfrau wolle ihm die Sünde nicht anrechnen, das nur zu denken!

Er war wieder verzweifelt. Er fühlte schon jetzt, wie er keinen Pfennig mehr besaß, wie er die Nacht im Graben lag, wie er fror und hungerte. Und dann würde der Siebenschläfer sterben. O, dann spotteten sie nicht mehr! Dann würden sie große Reue haben: der Waczek, die Pellascha, seine Eltern, alle Menschen! Es war noch ein Trost! O je, o je — wie der Hunger in den Eingeweiden wühlte! Es war schrecklich. Aber was wollte er da machen? —

Es war eine gesegnete Nacht heute. Eine erleuchtete Nacht. Denn Bartek Chalina wußte sich zum zweiten Male Rat. Es war so einfach: wenn er hungerte, konnte er Geld verdienen. Wodurch? Nun, durch Arbeiten! Es war merkwürdig, daß er nicht gleich daran gedacht. Mochte sein, weil er es nie tat. Was brauchte er sich hier auch anzustrengen? Da war Väterchen und Mütterchen, und das war genug. Arbeiten war eine böse Sache. Er hatte keine Begabung dazu, aber wenn es sein mußte —

Nun, dachte er, finden werd' ich schon welche. Man steht vor der Ernte. Und schließlich kann ich probieren, was schlimmer ist, Hungern oder Arbeiten.

Wie der alte Schimmel in der Zeugschmiede, der

mit verbundenen Augen unaufhörlich im Kreis lief, gingen am nächsten Tage Bartek Chalinas Gedanken um den nächtlichen Entschluß. In die Stadt konnte er nicht. In die Schenke auch nicht. Im Hause war er nicht gern gesehn. Zum Schlafen kam er nicht. O, wie er sich langweilte! Und immer der gleiche Gedankenfaden: Fortgehn — Hungern — Arbeiten.

So kam der Abend wieder heran. Der Regenpfeifer rief im Korn. Vom nahen Friedhof schwamm ein ordentlich feierlicher, schwerer Duft von Kirchhofsrosen heran. Der Roggen neigte sich, die Sterne wurden sichtbar.

Bartek Chalina war im Garten. Er hörte das Wässerlein fließen, in dem Pellascha damals die Wäsche gespielt. Er hörte, wie das Wasser die kleine Böschung herabfiel: gluck, gluck, gluck.

Gedankenlos setzte er sich auf das Bänkchen, zog die Stiefel aus, steckte die Füße ins Wasser. Erst war es kalt, aber dann so wohlig und erfrischend. Und mit einem Male, da ging es los: drüben vom Schützenhaus bliesen die Musikanten. Hoho, ob er das kannte: die schönste Mazurka. Nun ja, er tanzte wenig oder eigentlich gar nicht. Es machte Anstrengung. Aber jetzt hielt der Waczek die Pellascha, warf sie hoch, fing sie wieder auf, und die Burschen tanzten und lachten, und Pellascha lachte mit! Sie war vor Freude gewiß ganz rot! O je, o je — besonders wenn sie der Waczek auffing. Und wie er sie an sich drückte, dieser Kerl, dieser —

Ruhig, Bartek, was nützt das Schimpfen? Denk nicht dran, das ist das Beste!

Aber er hörte doch auf die Musik, er neigte sich

hin und her, er machte im Wasser Bewegungen mit den Füßen, bis seine Hosen, trotzdem er sie aufgekrempt hatte, naß wurden. Mit einem Fluch zog er die Füße zurück, legte sich auf den Rasen.

Waren die da drüben denn toll? Die Musikanten hörten ja gar nicht auf. Und ab und zu kam ein Juchzer herüber, der hell hindurchtönte durch das schwere Stampfen. Das gab dem Siebenschläfer immer einen Stich. Zum Teufel, was war das nur? Ihm war's da drin so . . . so . . . wenn er nur jetzt einen Schnaps hätte! Heulen hätte er beinahe können, es ließ sich nicht anders sagen! Dann jedoch hatte er eine plötzliche Erbitterung, eine Wut — er wußte kaum, gegen wen. Gegen die da drüben, gegen sich, gegen seine Eltern, gegen alle Menschen. Psia krew, es war nicht mehr auszuhalten.

Und mit einem Male sprang er auf, zog seine Stiefel an und ging durch den Garten glatt ins Haus.

„Väterchen," sagte er, „du mußt mich anhören."

In demselben Augenblick steckte die Mutter neugierig den Kopf durch die Tür.

„Was willst du?" kreischte sie in ihrer heftigen Art. Sie war gar nicht so schlimm, aber wenn sie sprach, hörte es sich stets an, als zanke sie, besonders wenn man ihr abgearbeitetes Gesicht sah.

Statt jeder Antwort schritt Bartek mit ungewohnter Entschlossenheit auf sie zu. „Gott segne dich, Mutter, aber mach, daß du rauskommst. Ich habe mit Väterchen zu reden." Und damit drängte er sie aus der Tür und schob den Riegel vor. Jetzt ward die Alte wirklich wütend und schalt und heulte zum Gotterbarmen.

Die beiden Männer kehrten sich nicht daran.

„Also was willst du?“ fragte der alte Chalina. „Heiraten — he?“

„Später,“ antwortete Bartek kopfschüttelnd. „Sieh, Väterchen, wenn ich heirate, was kann ich? Bin ich nicht immer faul gewesen, hab' ich etwas gelernt? Nein, ich hab' nichts gelernt! Bartek hol dies, Bartek hol das, so sagt ihr. Nun, du wirst mir recht geben, das kann auch ein Jüngelchen. Jetzt aber will ich was lernen, verstehst du? Jedoch hier — o, wie würden die Leute lachen, wenn der Siebenschläfer plötzlich anfinge. Und das kann ein Chalina nicht vertragen. Also will ich fortgeh'n. So ein halbes oder ein ganzes Jahr. Und deshalb möchte ich mit dir reden.“

Der alte Bauer saß mit offenem Munde da. Er wußte nicht, ob er richtig hörte. Er wußte nicht, was er sagen sollte. Und dazu kreischte draußen seine Frau noch immer und rüttelte an der Klinke.

Bartek war sehr mit sich zufrieden. Schlau hatte er es angefangen, das mußte ihm der Neid lassen. Und das machte ihm Mut weiterzureden.

„Höre, Väterchen,“ fuhr er fort, „für die erste Zeit muß ich doch Geld haben. Das siehst du ein, denn du bist sehr klug. Gott lasse mich so klug werden, wie du bist! Was soll ich auch tun ohne Geld? Und da möcht' ich dich bitten —“

Erst jetzt kam in den Alten Leben, wo es ums Geld ging.

Seine Frau hatte gelauscht und die Worte ihres Sohnes verstanden. Und jetzt schrie sie fortwährend durch die Tür: „Geld will er haben! Geld! Der

Siebenschläfer! Zum Versaufen! Wozu will er sonst Geld haben?"

Väterchen schimpfte nicht. Väterchen wiegte nur das Haupt und stöhnte.

„Alles will Geld haben, Bartek, mein Söhnchen. Heilige Jungfrau, wo nehme ich's denn her? Jetzt vor der Ernte? Haben wir nicht den schönsten Acker verkauft? Alles will Geld — die Mutter will Geld, der Propst will Geld, der Schulze will Geld, du willst Geld. Bei meiner ewigen Seligkeit, ich habe nichts, gar nichts, ich schwöre es dir bei Jesus Christus und allen lieben Heiligen!"

Bartek pfiff durch die Zähne und brachte seinen Mund dicht an das Ohr des Alten.

„Wozu braucht es die da" — er deutete gegen die Tür — „zu wissen? Denkst du, ich sag' etwas? Aber ich weiß, Väterchen hat Geld. Viele blanke Taler . . ."

„Aber ich schwöre, Söhnchen —"

„Schwöre nicht, Väterchen. Ich will dich erinnern. Es liegt im Bett, in deinem Bett, ganz unten. He?"

Der Alte starrte ihn entsetzt an.

„Woher weißt du?" fragte er flüsternd, mit zitternden Lippen.

„Nun, man hat Augen," entgegnete Bartek stolz. „Und du wirst nicht denken, daß ich dir etwas genommen habe. So einer bin ich nicht. Nur als Väterchen einmal viel getrunken hatte, sah ich, wie er es zählte."

Der Alte, geizig wie alle Bauern, wimmerte vor sich hin. Bartek ging auf und ab in der Stube.

„Nun und höre," warf er endlich hin — „was

denkst du: soll ein Chalina, ein freier Mann, hungern? Das kannst du nicht wollen. Der Pan Inspektor würde sagen: Pfui, was ist der Chalina für ein Bettler, was ist er für ein schlechter Vater! Es träfe die Familie. Und das geht nicht."

Väterchen nickte und stöhnte weiter. „Es geht nicht . . . es geht nicht." Dann schritt er fast schwankend an sein Bett.

Bartek Chalina hatte gewonnenes Spiel. Aber er mußte noch feilschen um jeden Taler. Schließlich klimperten zehn blanke und harte in seiner Tasche.

Und am nächsten Morgen, in aller Frühe, zog er fort. „Johann Sobieski", das treue Tier, wieherte ihm noch nach.

Zweites Kapitel.

Man schrieb den letzten März. Es war windig und regnerisch am ganzen Tage gewesen, die kahlen Äste der Linden hatten sich fröstelnd gebogen. Und früh war der Abend gekommen. Wohl hatte es nun zu regnen aufgehört, aber vom Frühling, der schon seit einer Woche im Kalender stand, konnte man beim besten Willen nichts merken.

In den elenden Gäßchen der Stadt zuckten die Flammen in den paar einsamen Laternen und beleuchteten knapp drei Schritt weit das schlechte Pflaster. Der Weg nach dem Schützenhaus jedoch blieb ganz dunkel. Man sah den Mond nicht, auch die Sterne kamen nicht zum Vorschein. Es war ein feuchtes, trostloses Wetter.

Im Schützenhaus war's trotzdem rege. Gegen zwanzig junge Burschen saßen dort in ziemlich lauter Unterhaltung. Waczek Kujowski führte den Vorsitz. Es handelte sich darum, wer in diesem Jahr zu den „Türken" genommen werden sollte.

Die „Türken" waren ein Dutzend Burschen, die vom Karfreitag an, mit Turban und Schärpen geschmückt, am heiligen Grabe Wache hielten. Das heilige Grab war in der katholischen Pfarrkirche aufgestellt. Mit dem krummen Säbel in der Hand standen zwei oder drei Burschen, die sich abwechselten, regungslos daneben, hielten besonders die Nachtwache. Dafür durfte der ganze Trupp am Ostersonntag in feierlichem Aufzug zu den Honoratioren ziehen, dort präsentieren und Geschenke einsammeln. Der Anführer war stets der stärkste Bursch, vorausgesetzt, daß der Propst es nicht anders bestimmte. Aber dazu kam es nicht. Das durften die „Türken" unter sich abmachen. Schon seit drei Jahren hatte Waczek Kujowski, Pellascha Cisielskas Bräutigam, die Würde des Befehlshabers bekleidet.

Er schrieb jetzt eifrig mit unbeholfener Hand.

„Basta," sagte er dann und stand auf. „Es ist richtig, und ihr haltet das Maul! Den Zug mitmachen werden: Wladek Kwilinski, Pjotr Zatowsky, Anton Pajzderski, Stephan Mroza, Napoleon Kosciellcz, Wojciech Nasra, Stanislaus Górek, Kasimir Pludzinski, Maryan Rembowski, Lucian Miaskiewicz, Anton Pluczinski und Stanislaus Rajek. Sind das zwölf? Was sagt ihr? Ich werde morgen die Liste dem Propst bringen. Und nun stellt euch auf."

„Aber ich?" schrie ein kleiner Dicker ganz ver-

zweifelt, „soll ich denn wieder nicht mit? Voriges Jahr hast du gesagt —"

„Wachse erst noch ein bißchen, mein Lieber," lachte Waczek. „Pah, die Türken dürfen nicht so klein sein. Man wird doch schon die größten und stärksten Wächter ausgesucht haben. Das mußt du einseh'n!"

Jetzt erhob sich ein Murren auch unter den übrigen Ausgeschlossenen.

„Ruhe," brüllte Waczek ärgerlich. „Hört nur die Frechen! Bin ich hier der Anführer oder nicht?"

„Nein!"

Es wurde plötzlich still. Das „Nein" war ganz unerwartet von der Tür gekommen. Sie war geöffnet. Auf der Schwelle stand jemand im ungewissen Schein der blakenden Lampe.

„Wer ist das?" fragte einer.

„Kennt ihr mich nicht?"

Er trat dabei vor ins hellere Licht und hatte die Worte kaum ausgesprochen, als es durcheinanderjohlte: „Der Siebenschläfer — seht den Siebenschläfer — Bartek Chalina — wo kommt der Siebenschläfer her? — Auf den Tisch mit ihm! Reden!"

Waczek Kujowski war allein still gewesen. Er kreuzte die Arme über der Brust und hatte Falten auf der Stirn.

„Mach die Tür zu!"

„Wollte ich so wie so, Euer Wohlgeboren. Heute geh' ich so bald nicht nach Haus."

„Bist auch etwas dünner geworden," sagte Waczek ihn musternd und noch immer finster. „Eigentlich war ich dir noch etwas schuldig."

„Kannst es abgeben," nickte der Siebenschläfer. „Ich bin doch hier richtig bei den Türken?"

„Die Liste ist schon aufgestellt."

Bartek Chalina antwortete nicht. Er zog eine kurze Pfeife aus der Tasche, stopfte den Knaster aus dem Lederbeutel hinein und strich an seiner Hose das Streichholz an.

„Na ja," meinte er dann und paffte behaglich, „was ich hier will, wißt ihr wohl schon. Dieses Jahr werde ich euer Anführer. Ihr erinnert euch, ich hab' es der Pellascha versprochen. Also seid so gut!"

Seltsam — keiner lachte. Sie sahen alle auf Waczek Kujowski. Unter ihren Blicken ward er rot im Gesicht. Aber er bezwang sich. Er steckte die Hände in die Hosentaschen und pfiff kurz durch die Zähne. Dann sagte er, jedes Wort einzeln betonend: „Der Pan Chalina scheint da draußen viel Leid erfahren zu haben. Beweint ihn, meine Lieben! Er ist verrückt geworden."

Der Siebenschläfer lachte nur. Und jetzt erst erkannten sie ihn eigentlich. Sein Lachen war das alte geblieben.

„Der Pan Kujowski," antwortete er ruhig, als ginge ihn die Sache nichts an, „ist wie unser Pferd, Fürst Poniatowski — ihr kennt es! Es muß manchmal die Peitsche kriegen."

Als die Ausgeschlossenen von vorhin, die Waczeks Führerschaft so wie so nur widerwillig anerkannten, daraufhin über das ganze Gesicht glänzten, hielt sich der Bursche nicht mehr.

„Psia krew," fluchte er wild los, und halb geduckt, den dicken Schädel vorgestreckt wie einen Mauerbrecher, lief er kurz auf Bartek Chalina zu.

Der aber sprang im Nu beiseite, legte die Pfeife fort und warf seinen Rock unter die Zuschauer.

Breitbeinig, in Hemdsärmeln und dem bunten Gürtel stand er da. „Komm her," sagte er und biß die Zähne zusammen.

Waczek Kujowski, den Stiernacken eingezogen, die Fäuste geballt, ließ den Gegner nicht aus den Augen.

„Tische weg!" befahl er. Seine Stimme war heiser vor Erregung. Keiner widersprach. Von zehn Händen gepackt, wurden Tische und Stühle in die Ecke getragen.

Der Siebenschläfer sah einen Moment hinüber.

In diesem Augenblick stürzte Waczek Kujowski wie der Blitz auf ihn zu, kriegte ihn zu packen und schleuderte ihn nieder. Aber im Fallen riß der überrumpelte Gegner ihn selbst mit.

Es war eine Sekunde gewesen. Erst jetzt lärmten die andern drein. „Der Siebenschläfer — brav, Waczek! — Hoho, der Siebenschläfer!"

Doch als ob ihm das Wort Kraft gegeben, entwand sich Bartek Chalina mit jähem Ruck seinem Widersacher. Mit einer einzigen Bewegung hatte er sich herumgeworfen. Keuchend stand er auf den Füßen. Aber Waczek Kujowski war ebenso flink. Und Auge in Auge, schweratmend, blieben sie angriffsbereit stehn.

Es war wieder still geworden.

Plötzlich ging die Tür. Ein scharfer Zug drang herein.

„Nun, bei Gott, das nenn' ich eine Beratung," lachte eine tiefe Stimme. „Himmel und Hölle."

Der Herr Gendarm mit dem roten Barbarossabart kam langsam näher, nickte, grüßte.

Die beiden Gegner maßen sich noch immer.

„Wollen Euer Wohlgeboren sie auseinanderbringen?“ fragte der Wirt, der auch dazukam.

„Werde mich hüten. Mögen sie sich die Dickschädel einrennen.“

„Hallo, Siebenschläfer,“ rief Lucian Miaskiewicz.

Als hätte es Waczek gesagt, packte Bartek Chalina im selben Moment seinen Gegner. Mit aller Kraft hob er ihn empor, daß er einen Augenblick frei in der Luft schwebte, und ließ ihn dann mit voller Wucht niederfallen. Die Diele dröhnte. Aber Waczek ergab sich nicht. Mit blutunterlaufenen Augen starrte er empor, und wie der Blitz fuhr die Hand in die Tasche nach dem Messer.

Ehe er's jedoch öffnen konnte, legten sich die Finger des Siebenschläfers wie Schraubstöcke um seine Arme. Er konnte sie nicht rühren. „Schuft,“ keuchte er heiser.

„Laß das Messer weg!“

„Schuft,“ kreischte der Besiegte noch einmal — und plötzlich, katzenbehend, zog er das Bein an und stieß mit aller Kraft seinen Stiefelabsatz gegen Bartek Chalinas Backe.

Der Siebenschläfer schrie kurz auf, taumelte zurück. Eine Sekunde nur. Dann jedoch stürzte er sich auf Waczek, kniete auf ihm, würgte ihn, bis er blau ward im Gesicht. Er wußte nicht mehr, wohin er schlug. Funken tanzten ihm vor den Augen. Dann fühlte er sich ergriffen und fortgezogen. Halb besinnungslos schlug er auf einen Stuhl hin.

„Laßt ihn kommen,“ lallte er, „er soll — er soll —“ Er konnte nicht reden.

Aber Waczek kam nicht. Er lag da wie ein Stück

Holz. Sie goſſen ihm Branntwein auf die Lippen. Allmählich kam er zu ſich. Als er den andern ſah, fletſchte er die Zähne und wollte hoch. Er ſank jedoch zurück.

Der Gendarm hatte ſie auseinandergeriſſen.

„Nun, meine Lieben," ſagte er, „ich will euch nicht aufſchreiben, aber bei Gott, es iſt genug. Und mein Freund Waczek Kujowski, daß du das Meſſer in Ruhe läßt! Darin verſtehe ich keinen Spaß."

Mühſam kroch Waczek Kujowski zur Tür. Am Pfoſten richtete er ſich auf und zückte das Meſſer.

„Siebenſchläfer," murmelte er mit zittriger Stimme . . . „wenn du . . . herkommſt . . ."

„Meſſer fort!"

Der Burſche ſah wild um ſich. Sein Auge trübte ſich. „Weg . . . da . . . ich ſteche jed . . ."

Der Ton, hoch und kreiſchend, brach mitten im Wort. Wie wild, mit letzter Kraft, hieb er um ſich.

Der Gendarm und drei andre ſprangen hinzu, um ihn zu bändigen.

Aber ehe ſie ihn packten, hatte er dem Beamten das Meſſer zolltief in den Arm geſtoßen.

Dann ſchlug er bewußtlos hin.

Die Wunde war nicht ſchlimm, wenn auch ziemlich tief. Eine bloße Fleiſchwunde. Auf den erſten Schrecken folgte bei dem Gendarmen jedoch die Wut.

„Warte, mein Jüngelchen," knirſchte er und zog ſein Buch. „Vor drei Jahren hat's ſchon etwas wegen Meſſerſtecherei geſetzt. Und diesmal ſollſt du ſchlechter wegkommen!"

„Schreiben Sie nicht, Pan Wachtmeiſter," ſagte Bartek Chalina, der ſich langſam erholt hatte.

Aber er kam schlecht an.

„Ruhe, sag' ich! Wer das Maul auftut, muß mit. Und nun nehmt mir mal den Kerl da in die Mitte. Kann er nicht laufen, so schleppt ihn."

Es wagte niemand zu widersprechen. Vor der Uniform hatten sie alle Respekt. Zwei Burschen, die der Gendarm bezeichnete, packten den stöhnenden Waczek an und brachten ihn ins Freie. Mit kurzem Gruß ging der Beamte hinterdrein.

Die Backe des Siebenschläfers schwoll an. Sie wurde braun und blau.

„Es wird wieder vergehen," sagte er. „Bis Freitag ist sicher alles fort. Holt mir ein nasses Tuch."

Es liefen gleich mehrere.

„Ja und dann: es hat doch keiner etwas dagegen, daß ich diesmal der Anführer bin. Was meint ihr? Sonst könnten wir ja noch einmal —"

Aber natürlich versicherten sie ihm alle, daß es gerade so sehr gut wäre. Den Waczek, das Großmaul, hätten sie eigentlich längst nicht gemocht.

Bartek Chalina war zufrieden.

„Was hättet ihr auch davon," sagte er kurz. „Und so — nun, wenn ihr vernünftig seid, bin ich's auch. Was denkt ihr zum Beispiel über Freibier heut abend?"

Ungläubig lächelnd sahen sie ihn an.

Er aber nickte gemütlich, nahm seine Pfeife vor, als wäre nichts geschehen, und während er die ersten Züge tat, sprach er: „Ich habe eine Bedingung, meine Lieben. Ihr werdet mir bei der heiligen Jungfrau schwören, daß keiner etwas in der Stadt erzählt. Man hat seine Gründe. Man braucht gar nicht zu wissen, daß ich wieder hier bin. Und besonders, wer

es der Pellascha Cisielska erzählt, den schlag' ich so wie den Waczek Kujowski."

„Aber der Waczek selbst —?"

„Pah, den nimmt der Pan Wachtmeister auf acht Tage mit. Nun, seid ihr einverstanden?"

Sie waren es.

„Und das Freibier?"

„Der Pan Wirt — wie heißt er gleich? — wird die Gewogenheit haben, ein Tönnchen aufzulegen. Ein Chalina bezahlt bar."

Brausender Jubel war die Antwort.

„Hoch Bartek Chalina! Hoch der Siebenschläfer!" tönte es immer von neuem.

Aber Bartek Chalina stand auf.

„Was hast du gerufen, Lucian?"

„Nun, was . . . was soll ich gerufen haben? ‚Hoch' hab' ich gerufen!"

„Aber du hast dich versprochen, mein Lieber. Du hast gerufen: ‚Hoch der Siebenschläfer!' Heiß' ich so? Nein! Nun also. Nicht wahr, du hast dich nur versprochen?"

Lucian wurde rot, kratzte sich den Kopf.

„Wie Euer Wohlgeboren befehlen — ich habe mich nur versprochen. Selbstverständlich wollt' ich ‚Hoch Bartek Chalina' rufen."

„Wußt ich's doch. Der Lucian ist nicht mein Feind, deshalb nennt er mich nie mehr den Siebenschläfer. Und darauf müssen wir doch das erste Glas trinken."

An diesem Abend machte der Wirt des Schützenhauses noch ein gutes Geschäft. Als die Lustigkeit schon anfing einen gefährlichen Grad zu erreichen, schlich Bartek Chalina, dessen Gesicht nicht schlecht schmerzte, davon.

Aber er war keine zehn Schritte gegangen, als eine Stimme hinter ihm seinen Namen rief.

Ärgerlich drehte er sich um.

Es war Anton Pluczinski, der „Student" genannt, weil er eine Narbe über dem rechten Auge hatte, deren Ursprung unbekannt war, und weil die Sage ging, er hätte auf kurze Zeit in der untersten Klasse eines Gymnasiums gesessen.

„Warum läufst du fort, Herr Bruder?" fragte er schon von weitem. „Bist du zu stolz, mit uns zu sitzen? He? Oder hast du noch etwas gegen mich von früher?"

Der Angeredete schüttelte den Kopf.

„Wenn du nichts dagegen hast — nämlich, ich will eigentlich nach Hause."

Aber Anton Pluczinski ließ nicht los.

„Wer wird denn jetzt nach Hause gehen, Brüderchen? Nach einem solchen Sieg? Nun, ich muß sagen, wie du dich verwandelt hast!! Ein Held bist du, so wahr mir Gott gnädig sei. Ich kann es dir nicht verdenken: die andern sind nicht fein, aber ich denke, ich — man hat doch Gymnasialbildung, mein Lieber! Und ein Chalina und ich, wir passen schon besser."

Bartek fühlte sich geschmeichelt.

„Eigentlich," antwortete er, „hast du recht. Schlafen — du heiliger Schutzpatron, bei dieser Backe! Es wird nichts, ich sehe es ein. Und allerdings, ein Sieg war es. Also wenn du noch etwas trinken willst, etwas Feineres . . ."

Er zwinkerte verheißungsvoll mit den Augen.

„Bruder," rief der „Student" begeistert, „ich muß dich umarmen! Wir gehen zu Wasar, in das Hinter-

stübchen, Gott segne dich! Und deine Backe kannst du dabei immer kühlen!"

So saßen sie denn bald in dem behaglichen Zimmerchen mutterseelenallein. Die Gläser blitzblank vor jedem, neben Bartek dazu noch eine Schüssel kalten Wassers zum Anfeuchten des Tuches.

Als sie den ersten Schluck getan, hielt es Anton nicht mehr. Er war etwas angetrunken und dann immer zu Tränen aufgelegt.

„O Bruder," schluchzte er plötzlich, „was bin ich für ein Mensch! Für ein elender Mensch! Ich sehe, du hast kein Vertrauen zu mir. Warum bist du so schweigsam? Denkst du, ich möchte nicht gern wissen, wo du gewesen bist? Wo du zum Helden wurdest? Aber du bleibst stumm, du hast mir nichts erzählt. Ich sehe, du hast kein Vertrauen zu mir."

Der „Student" hatte sich so hineingeredet, daß er's schließlich selbst glaubte und noch stärker zu schluchzen anfing.

Da ward Bartek Chalina gerührt.

„Was ist da Großes, Antek, mein Bester? Du sollst sehen, daß ich dir vertraue. Warum sollte ich wohl nicht erzählen? Aber erst gieß dir ein . . . und wenn du mir einen Tropfen geben möchtest . . ."

„Möge dir Gott danken," sagte Anton Pluczinski, „du hast Vertrauen — ich sehe es ein. Und nun erzähle!"

* * *

Bartek Chalina legte sich erst einen frischen Umschlag an die wunde Backe. Dann holte er tief Atem und begann: „Weißt du, Bruder — damals, als ich

wegging, nun es geschah, weil ihr alle mich verhöhntet. Man kann es euch nicht übelnehmen. Väterchen gab mir etwas Geld, viel war es nicht, jedoch man konnte einige Tage davon leben. Und so bin ich halt fortgezogen. Es war auch sehr schön zuerst. Immer, wenn ich eine Stunde gegangen war, hab' ich mich ins Gras gelegt und geschlafen. Und wenn ich weiterging, hab' ich die Steine gezählt und hab' den Roggen geprüft, ob er schon reif war — uff, zwölf Körner hab' ich wohl ungelogen über dem Fingernagel gebrochen. Das kannt' ich noch von Väterchen. Ja. Und dann hab' ich gegessen in einem Krug und Nachts sehr gut geschlafen bei einem Bauern.

„Was soll ich dir sagen? Fünf, sechs, sieben Meilen bin ich so vorwärts gekommen. Kam ein Jüdchen an, hatte eine Kuh auf dem Wagen — warum willst du nicht fahren, Bartek Chalina, dacht' ich. Und ich nahm meinen Hut ab und hab' gefragt: Darf ich aufsteigen? Nun, mein Lieber, sie haben unsern Herrn Jesus Christus, der gelobt sei in Ewigkeit, gekreuzigt, aber sie sind sonst nicht so schlecht. Fuhr ich also mit dem Jüdchen weiter. Nun, und das ging so, bis das Geld alle war. Da bekam ich einen Schreck. Bartek, dacht' ich, was jetzt? Da hab' ich in einem Heuschober geschlafen. Ein bißchen Brot hatte ich auch noch. Aber lustig, Bruder, war ich gar nicht mehr. Warum bist du weggelaufen? hab' ich hundertmal gefragt. Hohn tut weh, aber Hunger ist nicht zum aushalten.

„Wieder einen Tag später — ich will nicht lügen, Gott beschütze mich davor, jedoch: ich hatte kein Mittag, nichts. Die Ernte hatte gerade begonnen, und die Arbeiter saßen so am Wege und löffelten aus den

vollen Töpfen. Da ward ich verzweifelt. O heilige Jungfrau, warum durft' ich nicht miteſſen! Immer ſchwächer ward mir zu Mute. Ich hatte ſchon ein Paternoſter geſagt, denn ich dachte: nun lebſt du nicht lange mehr. So ſchlimm war es. Und wie ich ſo gehe auf der Chauſſee, kommen ein paar Arbeiter. ‚Gelobt ſei Jeſus Chriſtus,' ſpreche ich und ziehe den Hut. Denk dir, vor Arbeitern, ſo ſchlecht erging es mir. Nun, ſie ſind deshalb freundlich, und einer ſagt: ‚Was machſt du für ein Geſicht, Bruder? Haſt du ſo viel Unglück gehabt?'

„O je, o je, ich war ſo weich, Antek, mein Lieber, ſo ſchwach. Und was ſoll ich dir ſagen: ich hab' ihnen alles erzählt. Da lachen ſie. Denk dir, ſie lachen über mein Elend, und einer haut mir auf die Schulter und flucht: ‚Pſia krew, ſo arbeit doch! Der Pan Baron braucht jetzt Leute zur Ernte, ſonſt muß er ſie aus Rußland nehmen.'"

Der „Student" war ſchon eine Weile auf ſeinem Stuhl hin und her gerutſcht.

„Wie wäre es noch mit einem Gläschen, mein Lieber? Aber du weißt, ich will nicht drängen."

Mit einer großſpurigen Handbewegung, die eines Chalina würdig war, erfüllte Bartek den Wunſch. Dann fuhr er fort — man ſah, es war ihm ſelbſt angenehm, vergangener Leiden zu gedenken.

„Alſo: ſie brachten mich zum Inſpektor, die Arbeiter. Und geſtatte mir, es zu ſagen: ich habe gearbeitet. Uff, und wie ſehr! Zum erſten Male beinah hatte ich eine Senſe in der Hand. Immer ſchneiden, ſchneiden, ſchneiden. Der Schweiß ſtand mir nur ſo vor der Stirn — fingerdick! Und natürlich hab' ich

weniger gemacht als die andern! Das kannst du dir erklären. Kam der Herr Inspektor, schimpfte! Böse Worte, mein Lieber, die ein freier Mann sich nicht sagen läßt. Und die andern Arbeiter lachten. Nach zwei Tagen hatte ich schon genug. Ich war sehr unglücklich, und ich sprach zu mir selbst: Bartek Chalina, krepier wie ein Hund, aber du bist nicht für die Arbeit! Ich ließ mir den Lohn geben, der reichte zwei Tage. Das war eine schöne Zeit. Ich hab' wie bei Väterchen in der Sonne gelegen, keiner hat gehöhnt, keiner hat geschimpft. O je, o je — und nach zwei Tagen? Verachte mich nicht, Bruder: aber ich hatte bald ein Brennen in den Gedärmen, so hab' ich gehungert. Und da bin ich wieder auf Arbeit gegangen. Ich muß sagen, es ging schon besser. Drei Tage hielt ich es diesmal aus. Jedoch bin ich dabei ganz braun und mager geworden."

„Und dann hast du wieder zwei Tage gefaulenzt und dann wieder gearbeitet und dann wieder gefaulenzt — he?"

„Wieso weißt du es?" fuhr Bartek auf, der um eine Hauptpointe seiner Geschichte kam.

„Nun, nun," begütigte Anton Pluczinski, „errege dich nicht, Bruder. Man ist doch kein Dummkopf sozusagen, wenn man Gymnasialbildung hat. Hab' ich recht?"

Noch immer etwas ärgerlich schüttelte Pan Chalina den Kopf.

„Ich hab' beim zweiten Male einen Zank mit einem Schnitter gehabt. Er hat zuerst gehauen. Aber ich sage dir, ich tat es auch. Dagelegen hat er wie heut der Waczek. Allerdings: ich bin ein ehrlicher Mensch,

und es war kein kräftiger Mann, das ist richtig. Jedoch der Sieg hat mich begeistert. Du bist gar nicht so schwach, dachte ich bei mir, wenn du nur willst! Das hat mich so freudig gemacht, daß ich an diesem Tage besser gearbeitet habe als sonst. Auch der Herr Inspektor merkte es. Sonst jedoch hast du recht. Ich hab' die Sense noch einmal fortgeworfen. Aber nur einen Tag. Ich lag so da, verstehst du, in der Sonne, hatte das Taschentuch über den Mund und schlief. Nachmittags erst bin ich aufgewacht. Die Schnitter arbeiteten gerade nicht weit von mir. Und was machte ich? Ich hab' gelegen und gedacht: so schön ist es gar nicht, immer nur stillzuliegen. Man wird nur müde. Es ist merkwürdig. Und am nächsten Tage, ganz früh, kam ich doch wieder, obwohl ich noch Geld hatte."

„Darauf müssen wir trinken," rief der „Student" begeistert und hob sein Glas.

„So geht das eben," antwortete Bartek Chalina geschmeichelt und stieß kräftig an. „Aber du mußt nicht glauben, daß es so einfach war. Denn was sagte der Herr Inspektor? Chalina, sagte er, bleibst du noch einmal fort, so habe ich keine Arbeit mehr für dich. Solche Menschen können wir nicht brauchen. Bruder, es lief mir kalt den Rücken herunter, obwohl es heiß war wie in der Hölle. Jetzt ist es ernst, dachte ich. Und ich mähte aus Leibeskräften. Man soll es nicht glauben, wie schön das ist, wenn man so seinen regelmäßigen Strich wegmäht. Du bist ja nun nicht dafür, aber ich kann dir sagen: fein! Ich hatte ein Vergnügen daran, ein großes. Und zuletzt war ich immer der vorderste, so daß der Inspektor sehr zufrieden war und mich begünstigte.

„Damals hatte ich auf die Aniela ein Auge geworfen. Der Großknecht stellte ihr nach, und eines Abends kam er dazu, als ich sie liebkoste. Sie lief fort, ich jedoch blieb steh'n. Nun, es wurde ein Kampf — o weh, o weh! Ich habe Vertrauen zu dir, mein Bester: er hat mich besiegt und mich geprügelt, wer weiß wie sehr, denn stark war er furchtbar. Und die Aniela liebkoste er seit diesem Abend.

„Ich war schon wütend. Aber ich dachte: nimm sie, denn ich will nicht die Aniela, sondern die Pellascha. Und so ging ich zum Großknecht hin. Er war gerade im Pferdestall. ‚Pjotr!' rief ich. ‚He?' sagte er und spuckte in die Hände, denn er dachte, ich wollte einen neuen Kampf. ‚Willst du einen Schnaps mit mir trinken, Bruder?' Wahrhaftig, er war erstaunt. ‚Nun, nun,' sagte er, ‚warum sollte ich wohl keinen Schnaps mit dir trinken?'

„Gut. Also wir gehen zum Krug. Wir trinken ein, zwei, drei Gläschen und umarmen uns. Ich muß sagen, wir waren sehr gute Freunde. ‚Pjotr,' spreche ich dann, ‚ich hab' einen Vorschlag. Wir wollen uns ringen. Versteht sich: scherzhaft. Sagen wir, um ein Schnäpschen. Gewinnst du, bezahl' ich; gewinn' ich, bezahlst du!'

„Nun, er hat gelacht, daß die ganze Schenke wackelte. Aber wir waren sehr gute Freunde. Doch beinah hab' ich ihn zum Säufer gemacht. Denn die erste Zeit hab' ich alles bezahlt: lauter Schnäpse. Aber ich tat es gern, denn ich hatte mein Ziel. Du bist nicht dumm, Antek, und wirst es merken.

„Nun war es nach der Ernte, alles geschnitten, und der Pan Baron rieb sich die Hände. ‚Bartek,'

sagte Pjotr zu mir, ‚für ein Schnäpschen, du begreifst, kann ich nicht mehr kämpfen. Es macht mir jetzt jedesmal Mühe für zwei.‘

„Jecku, wie bin ich vor Freude gesprungen. ‚Zwei, Herzensbrüder,‘ rief ich, ‚was tut es einem Chalina.‘ Und ich nahm mich zusammen.

„Willst du es glauben oder nicht: Pjotr konnte mich nicht mehr werfen. Muskeln hatte ich bekommen wie Eisen. Da — sieh selbst!“

Er streifte mit rascher Handbewegung den Ärmel auf.

„Prr!“ machte der „Student“ erstaunt und drückte drauf, „bei der heiligen Jungfrau: hart sind sie!“

Bartek Chalina lachte nur kurz.

„Ja,“ fuhr er fort, „es wird dich nicht wundernehmen, mein Lieber, daß ich den Pjotr eines Tags warf. Es war ein Montag. Ich werde es nie vergessen. Bartek, sagte ich mir, wirf ihn die ganze Woche. Ich hatte ihn für unbesieglich gehalten. Jetzt jedoch kriegt' ich ihn unter: Montag, Dienstag, Donnerstag, Freitag, Sonnabend — immer lag er. Nur Mittwoch nicht. Du begreifst: man rutscht manchmal aus. Und immer mußte er die Schnäpse bezahlen. Aber am Sonnabend sprach er: ‚Gott bewahre mich, mein Lieber, du hast ja jetzt Riesenkräfte.‘ Und da wollte er nicht mehr mit mir ringen.

„Bald wußten es alle, daß ich stärker war als der Großknecht. Hehe, wie die Weiber sind! Kommt das Püppchen, die Aniela, und macht mir wieder Augen! Nun, man spricht nicht darüber, aber nach vier Wochen trat ich sie dem Pjotr wieder ab, denn wir waren sehr gute Freunde.“

„Du denkst wie ein gebildeter Mann!“ versicherte

Anton Pluczinski und nahm einen langen Schluck. „He, wie ist es aber damit: hattest du keine Sehnsucht, wieder faul zu sein?"

Der Siebenschläfer schüttelte den Kopf.

„Das Arbeiten wurde mir leicht, Bruder. Hast du meine Muskeln gesehen? Nun also! Der Pan Inspektor hat selbst gesagt, ich bin so gut wie drei Russen. Und als die Ernte fertig war und jeder abgelohnt wurde, kam der Baron extra zu mir und sprach: ‚Chalina,' sprach er — denn er kannte meinen Namen sehr genau — ‚wenn man will, kann man im Gedinge bleiben. Man ist ein guter Arbeiter, und die brauchen wir. Oder will man zur Stadt in die Fabrik?'

„Schön. Ich ziehe meine Mütze und behalte sie gleich in der Hand.

„‚Euer Gnaden,' sag' ich, ‚in die Fabrik will ich nicht, und wenn Euer Gnaden mich bis Ostern behalten wollen — —.'

„‚Nun also,' sagt er. ‚Solchen Dienst soll man sich auch zum zweiten Male suchen. Also abgemacht, Chalina!'

„So blieb ich bis jetzt. Denn gerade vor Ostern wollt' ich zurückkehren. Die letzte Woche mußte der Pjotr noch einmal mit mir ringen. Dann ging ich zurück. Kam wieder ein Jüdchen, diesmal mit Fellen. Er nahm mich mit, und da bin ich! O, wie hat sich mein Väterchen gefreut! Und als ich ihm zehn Taler hinzählte, ebensoviel, wie er mir damals gegeben, hat er mich geküßt, Bruder, eine halbe Stunde. Allerdings: man ist auch ein edler Mensch! Auf den Straßen jedoch will ich mich nicht zeigen, denn die

Pellascha will ich überraschen. Das ist das Ganze — was ist da Großes dabei, he?"

„Aber Bruder! Das ist sehr groß," rief der „Student" — „wie kannst du nur so sprechen!"

„Nun ja, ja," gab Bartek Chalina zu und steckte das Tuch von neuem in die Schüssel, „jeder macht es ja nicht. Da hast du wohl recht, Antek!"

Drittes Kapitel.

Der Osterſonntag brach an. Es war alles sehr feierlich. Das frühe Sonnenlicht, das schüchtern an die Scheiben tippte, die frischgefegten Straßen, die Menschen, die in steifen Festtagsgewändern vor der Tür standen — es paßte alles zueinander. Es war, als wagte niemand laut zu reden. Nur ein paar Kinder an der Ecke, schwarzköpfige Kerlchen mit Dachsbeinen, denen Feiertagslichtchen an der Nase hingen, lachten und schrieen und aßen ihr Stück Kuchen dabei auf.

O, sie wußten schon, worauf sie warteten! Auf wen sonst als auf die „Türken"? Und dann kamen sie: die Straße dröhnte ordentlich unter dem schneidigen Schritt der zwölf, an deren Spitze der Anführer schritt. Die roten Turbane — sie waren geschickt aus den roten Schnupftüchern zusammengesteckt — leuchteten hernieder, der blanke Säbel blitzte, die rotblauen Schärpen stachen verführerisch in die Augen.

Aber das war alles noch gar nichts. Selbst die Erwachsenen drängten sich dazu: der Anführer, Maria und Joseph, das war ja der Siebenschläfer, Bartek

Chalina! Und wie er ging! Wie ein Schlachtschitz, ein Adliger! Wo er nur den Gürtel herhatte, der so prächtig gestickt war und in dem eine leibhaftige Pistole steckte! Ja, ja, die Chalinas! Man soll nicht sagen, das war eine Überraschung!

Und in den Jubel und Trubel hinein läuteten zum ersten Male wieder die Glocken, wo bisher (seit Karfreitag) das mißtönige Geklapper der Waisenknaben getönt hatte, und dann kam die goldene Sonne voll durch, und die Straßen füllten sich. Die Türken schritten allmählich in einer großen Menschenmenge, die ihnen treulich das Geleit gab.

Bald waren die Honoratiorenhäuser der Stadt abgegrast: und nun ging es hinaus zum „Schloß".

Dem Anführer schlug doch das Herz etwas. Aber er steckte die Pistole sicherer in den gestickten Gurt und reckte sich noch höher auf.

Pellascha Cisielska hörte die Türken kommen. Wie sollte sie auch nicht? Das ganze Jahr freute sie sich auf den Tag. Denn man beneidete sie nicht schlecht um Waczek, und wenn er kommandierte, so ging ihr das durch und durch.

Links — rechts, links — rechts — hu, wie das klappte! Immer näher kamen sie. Sie mußte gestehen, es war auch Zeit, mit Verlaub zu sagen. Denn der Waczek hatte sich seit acht Tagen nicht blicken lassen, was von jedem Verlobten eine Schlechtigkeit war und von ihrem eine doppelte. Sie hatte sich nur damit getröstet, daß er viel zu tun hätte mit der Türkengeschichte. Und sie selbst wußte vor Arbeit ja auch nicht aus und ein, denn die Freitafel zur Osterfeier war aufzurichten, und was gab es da nicht

alles zu backen und zu braten. Keine ruhige Minute hatte man!

Sie lächelte. Warum noch daran denken? Jetzt begann das Vergnügen. Wie liebkosend strich sie über ihr Kleid. Denn ganz früh hatte sie schon das bunte angezogen, das neue. Sie wußte auch, was sich für die Verlobte des Anführers schickte!

Trapp — trapp — trapp — trapp . . . „Stillge—standen!"

Wie der Wind war sie am Fenster. Das Herz stand ihr beinahe still.

O, der rote Turban und Waczek und . . . und . . .

„Augen — links!" hörte sie dann.

Ja du lieber Gott, was war denn das . . . was war denn das?

Die Menge hatte sich auf den Hof gedrängt, und hundert Blicke richteten sich plötzlich nach oben, denn am Fenster hatte eben jemand laut aufgeschrieen: „Jesus Maria!"

In derselben Sekunde war Pellascha auch schon zurückgewichen, aber der Siebenschläfer hatte sie und sie ihn erkannt.

Wo nur Waczek sein mochte, was das nun werden sollte, ob er sie noch heiraten könne, welche Schmach das sei — das brauste in ihrem armen Kopf bunt durcheinander. Sie hörte mechanisch, wie der gnädige Herr ihr befahl, den Pan Anführer heraufzuholen nach alter Sitte. Sie wollte schreien: „Vergeben Sie mir, gnädiger Herr, ich kann nicht" — aber sie schrie nicht.

Was war es für eine Schande! Am Geländer stützte sie sich beim Heruntergehen. Da war der Hof. Jetzt nur ruhig sein, Pellascha!

Neugierig richteten sich die Augen der „Türken" auf das Mädchen.

„Der gnädige Herr lassen den Pan Anführer bitten —" Gottlob, heraus war es! Sonst hatte sie es laut und stolz gesagt, heute leise, mit niedergeschlagenen Augen.

„Rührt euch!" kommandierte Bartek Chalina. Dann stieß er seinen Säbel in die Scheide und folgte ihr. Nebeneinander gingen sie die Stufen empor. Erst stumm. Doch auf dem mittleren Absatz der Treppe blieb Bartek stehen und sagte: „Ah, Pellascha, man soll nichts verreden: nun bin ich doch mit den Türken gekommen! Weißt du, mein Täubchen, was du gesagt hast?"

„Wo ist Waczek?" stieß sie statt jeder Antwort hervor.

„Pah," antwortete er, „wo soll er sein? Ich hab' ihm das Maul gestopft!"

„Lüg nicht, Siebenschläfer," sagte sie kurz und höhnisch.

„Frag!"

Er reckte sich auf. Das eine Wort bezwang sie. Die Schärpe saß ihm gut. Er war kraftvoll.

„Wo ist er?" fragte sie noch einmal, angstvoller.

„Vielleicht im Gefängnis. Er wollte stechen, als ich ihn geworfen hatte. Laß dir's erzählen. Jetzt ist keine Zeit. Aber wie der Siebenschläfer als Anführer der Türken gekommen ist, wird er sich auch die Pellascha holen."

„Und wenn sie nicht will?"

„Sie muß!"

Er war schon auf dem Sprung, die letzten Stufen zu nehmen.

„Morgen abend," flüsterte er ihr zu — „zum Tanz im Schützenhaus!"

Sie schüttelte den Kopf: „Nein!"

„Pellascha Cisielska, ich sage, du kommst!"

„Nein!" stieß sie hervor.

Da packte er sie mit eisernem Griff an die Schulter und bog sie übers Geländer. Das Blut stieg ihm zu Kopf.

Sie schrie kurz auf.

„Wirst du?" fragte er fast heiser.

„Ja!"

Ihre Kniee zitterten. Und ehe sie sich noch ganz erholte, stand er schon oben vor dem gnädigen Herrn, der freundlich mit ihm plauderte und ihm dann ein kleines Kistchen Zigarren und eine Flasche Wein für die Türken mitgab.

Als sie abzogen, stand Pellascha Cisielska nicht am Fenster. Bartek Chalina, der Anführer, drehte sich aber auch nicht um.

* * *

Es war kein Festtag für Pellascha. Sie hatte keine Freude am neuen Kleid, sie hatte keine Freude am guten Essen und Trinken. Sonst war sie doch für beides. In großen Herzensnöten saß sie in der einsamen Küche. Ihr armer Kopf war ganz dumm geworden. Kein Gebet an die Heiligen fruchtete etwas. Bei jeder Perle des Rosenkranzes fragte sie sich, wie es eigentlich geschehen sei, und die beiden Vermutungen, die sie hatte, waren gleich schlimm.

Entweder: der Siebenschläfer hatte Waczek mit Geld bestochen, ihm den Anführerposten für diesmal

abzutreten. Aber der Waczek wußte doch ganz gut, worum es sich eigentlich handelte und was sie damals dem Bartek höhnisch zugerufen. Hatte er sich trotzdem mit dem Siebenschläfer geeinigt, so liebte er sie nicht mehr. Und Pellascha Cisielska weinte bittere Tränen.

Oder aber: Bartek Chalina hatte ihn wirklich bezwungen, hatte ihm Schande und Schmach gebracht. Man wußte gar nicht, was schlimmer war. Möglich konnte es schon sein. Daß er ein anderer Kerl geworden, hatte sie heute gemerkt. O, er hätte sonst wagen sollen, sie anzufassen! Es wäre ihm gegangen wie damals. Heute jedoch — ihre Schulter schmerzte noch jetzt! O weh, o weh, wie das noch enden würde!

Sie ächzte und stöhnte eine gute Weile, dann hielt sie die Ungewißheit nicht mehr aus. Sie machte sich fein, wusch sich die Augen, kämmte recht viel Öl ins Haar, daß es blank und glatt wie ein Spiegel lag, und ging hinunter, in die Stadt hinein.

Eine Straße — die zweite Straße — richtig, da stand Lucian Miaskiewicz vor der Tür. Ohne Zögern schritt sie auf ihn zu.

Er nahm die vierzipflige Mütze vor ihr ab — so tief wie vor einer Prinzessin.

„Pani Cisielska, es ist mir eine große Ehre — ich wünsche ergebenst guten Tag!"

Sie nickte lächelnd. „Ja, mein Lieber, ich habe eine Bitte. Man wird verstehen — — der Pan Miaskiewicz war doch unter den Türken?"

„Er war."

„Und Waczek Kujowski?"

„O Pani Cisielska," antwortete Lucian betrübt —

„wo ist er? Vielleicht im Gefängnis, man soll es nicht glauben. Heute vor acht Tagen im Schützenhaus — nun, es kam zum Kampf zwischen ihm und dem Sie— und Bartek Chalina. Und Waczek —"

„Siegte?" zitterte das Mädchen.

Der Bursche schüttelte den Kopf.

„Bartek Chalina ist ein Held, Pani. Ein Held ist er! Der Waczek ist mein Freund, das weiß man, aber vor Bartek Chalina hat er im Staube gelegen. Es ist nichts zu machen. Und als mein Freundchen das Messer nahm und stach, traf er den Rotbart, den Gendarm. Es ist ein Unglück. Jedoch, er nahm ihn mit."

Pellascha Cisielska schämte sich, daß ihr die Tränen beinahe ins Auge traten. Waczek besiegt vom Siebenschläfer, Waczek im Gefängnis, und der Siebenschläfer ein Held —

„Warum hab' ich nichts davon erfahren?" fuhr sie in Zorn und Schmerz auf. „He, meine Lieben, hattet ihr keinen Mund?"

Lucian wiegte das Haupt hin und her. „Pan Chalina hatte es verboten."

„Und ihr gehorcht?" Es war Hohn in der Stimme.

„Nun, nun — ich hatte es versprochen, und ein Versprechen muß man halten. Die andern hatten Furcht, man kann es nicht anders sagen. Denn Bartek Chalina sprach: ‚Meine Freunde,' sprach er, ‚wer der Pani Cisielska nur ein Wort sagt, dem schlag' ich die Knochen entzwei!' Heilige Jungfrau, Riesenkräfte hat er! Und außerdem ist er ein guter Mensch. Er hat Freibier gegeben, und wir lieben ihn sehr!"

Pellascha biß die Zähne zusammen. „Pan Miaskiewicz —," sagte sie und wandte sich um.

„O, Pani geht schon —? Nun, wie ist es morgen mit einem Tänzchen? Man kommt doch ins Schützenhaus?"

„Ich weiß noch nicht!"

Damit schritt sie weiter. Ihr Herz war voll Bitternis. O, sie hatten Furcht vor ihm — so dumm war sie nicht! Er war der Held, der Sieger! Er war der Anführer der Türken! Und was hatte sie versprochen? Ihn dann zu heiraten! Ihn!

Sie lachte mitten auf der Straße kurz auf.

Ein Versprechen muß man halten, hatte Lucian Miaskiewicz eben gesagt. Haha, solch Versprechen!

In der Erregung ging sie schneller. Beinahe wäre sie an Maryan Rembowski angelaufen. Er schwankte auch ein bißchen, denn er hatte mit Bartek Chalina eben einen Trunk getan.

Und Pellascha Cisielska fragte noch einmal. Immer dasselbe: Bartek, der Held; Bartek, der gute Mensch, der Freibier gab; Bartek, vor dessen Riesenkräften sie Furcht hatten; Bartek, den jeder zum Freunde haben wollte!

Und Waczek dagegen? Pah, Maryan Rembowski verzog das Gesicht. „Das Großmaul, der Messerstecher, der Besiegte, der Sträfling. Pfui, pfui, Pellascha, einen Besseren könntest du dir suchen. Er hat keine Achtung!"

Mitten auf der Straße ließ sie den Burschen stehen. Den geradesten Weg nahm sie zum Schloß.

Er hat keine Achtung, summte es in ihrem Kopf. Und es war ihr, als lächelten die Leute, als spöttelten

sie: Seht, seht, die Braut des Großmauls, des Besiegten, des Messerstechers, des Sträflings!

O, warum mußte ihr das passieren? Warum mußte ihr Waczek die Schande machen? Sie fühlte einen Haß gegen ihn, der dumpf emporschwoll.

„He, Pellascha," sagte die dicke Antonia, ihre Kollegin, „heut warst du mit dem Anführer nicht so zufrieden, meine Liebe — äh?"

„Spar die Worte!" entgegnete sie finster und knuffte das Mädchen beiseite.

Sie war ordentlich froh, daß sie in ihrer Küche war. Da saß sie nun, mutterseelenallein. Alle andern gingen spazieren. Alle andern freuten sich des Feiertags. Alle andern liebkosten.

Nur sie nicht. Sie saß hier und konnte nicht ausgehen, konnte sich nicht freuen, konnte nicht liebkosen!

Und alles wegen Waczek!

O, wie sie ihn haßte, wie sie ihn haßte! Daneben jedoch auch den andern, den Chalina, den Siebenschläfer! Eigentlich war er doch an allem schuld.

Furcht hatten sie vor ihm. Vor ihm! Wenn sie nur mehr Kräfte hätte, wenn sie ein Mann wäre! Er sollte sehen! Sie allein hatte keine Angst. Sie wollte es ihm zeigen — morgen, beim Tanz! Denn warum sollte sie nicht hingehen? Sie hatte es versprochen. Sonst würden die Leute nur reden — pah, diese Klatschmäuler! Und überhaupt — sie tanzte gern! Wenn es nicht der Waczek war, war es ein andrer, zehn andre, zwanzig andre. Sie rissen sich um sie, die Pellascha! Nur einer sollte nicht mit ihr tanzen, dafür wollte sie schon sorgen. Vor der ganzen Gesellschaft wollte sie sich weigern. Die Schande,

die er ihr und dem Waczek bereitet, wollte sie ihm schon heimzahlen.

Bei diesem Gedanken ward sie wieder lustiger. —

Der zweite Feiertag war nicht so schön wie der erste. Es wurde windig. Und je mehr es dem Abend zuging, desto mehr steigerte sich das Wehen. Die Bäume in der Allee stöhnten und bogen sich zuletzt im Frühlingssturm.

Im Schützenhaus war die Versammlung trotzdem fast vollzählig. Die steifen Röcke der Mädchen knisterten, die bunten Busentücher, die grellfarbigen Schulterbänder hoben sich leuchtend. Und dazwischen stimmten die Musikanten ihre Instrumente, drängten sich die Knechte und Gesellen, kreischten die Stimmen der Dirnen hoch auf, wenn ein allzu kecker Burschenarm sich um die Taille legte.

Bartek Chalina war der Feinste, sowohl dem Stand nach als freier Bauernsohn, wie nach Kleidung und Benehmen. Sein Sieg war jetzt schnell bekannt geworden, seine Würde als Befehlshaber der Türken hob ihn noch mehr. Die Mädchen lächelten ihn an, wenn er in ihre Nähe kam; die Burschen machten ihm Platz.

Der Tanz sollte beginnen.

„Kommt sie?" fragte Antek Pluczinski leise.

„Sie kommt," antwortete Bartek. „Also du hast mich verstanden?"

„Ich bin kein Dummkopf."

„Gut."

Alle Augenblicke trat der Siebenschläfer an einen andern Burschen heran. Immer die gleiche Frage: „Verstanden?" Und die gleiche Antwort: „Ja!" —

Pellascha Cisielska drängte sich durch die an der

Tür stehenden Zuschauer, als die erste Polka schon im Gange war.

Alles machte große Augen.

„Pfia krew, wie sieht sie aus!“ flüsterte Lucian Miaskiewicz bewundernd. „Das hätte man wissen sollen.“

Auch die Mädchen steckten die Köpfe zusammen. In der Tat: Pellascha erregte Aufsehen. Sie hatte sich mit Absicht fein geputzt. Allen sichtbar setzte sie sich auf den am weitesten in den Saal vorgeschobenen Stuhl. Sie war ein entschlossenes Mädchen.

Die Polka verklang. Es ward still. Als ob sie alle auf etwas warteten. Dann ein Wink Barteks, und die Musikanten setzten von neuem ein.

Aber keiner der Burschen holte sich vorläufig eine Tänzerin. In einer Gruppe standen sie beisammen. Aus der Gruppe löste sich jetzt Bartek Chalina los.

Weil noch niemand herumschleifte, kam es, daß aller Augen ihm folgten. Er schritt nicht schnell, nicht langsam, direkt auf Pellascha Cisielska zu.

Nun stand er vor ihr, machte eine Verbeugung. Aber steif blieb das Mädchen sitzen.

„Der Pan Chalina mag sich eine andre Tänzerin suchen,“ sagte sie laut.

Trotz der Musik hörten es alle. Keiner, der nicht in diesem Augenblick auf die beiden gesehen.

Bartek Chalina geriet nicht in Verlegenheit. Er schien etwas Ähnliches erwartet zu haben. Keine Miene zuckte in seinem Gesicht. Er verbeugte sich wieder — o, man wußte, was Anstand hieß! — und ging nicht schnell, nicht langsam auf Veronika zu. Sie lächelte ihm entgegen und trat mit ihm an.

Nun kam Leben in die Burschen. Im Handumdrehen

hatte jeder engagiert, und stampfend und juchzend legten sie los.

Pellaschá Cisielska kränkte sich. Sie kränkte sich, daß Bartek die Ablehnung so ruhig hingenommen, daß er sofort, als wäre es egal, die Veronika aufgefordert hatte. Nun, dachte sie, innerlich würde es ihn doch wurmen.

Die Mädchen waren in der Mehrzahl, und drei bis vier blieben bei jedem Tanz sitzen.

Pellascha war darunter. Nun ja, das erste Mal — sie hatten eben vorher sich schon versprochen.

Lächelnd rückte sie an die drei übrigen heran. Sie wurden fortgeholt, neue setzten sich neben sie, plauderten, tranken, trockneten sich die heißen Gesichter.

Ein neuer Tanz begann, der dritte. Pellascha lächelte wieder, aber das Lächeln war nicht ganz natürlich. Sie saß wieder neben drei andern. Sie hatte überhaupt noch nicht getanzt.

Merkwürdig!

Ah, da kam Lucian! Gottlob! Mit ihrer zärtlichsten Miene sah sie ihm entgegen. Er warf einen begehrenden Blick auf sie. Jedoch — er verbeugte sich vor ihrer Nachbarin, legte den Arm um ihre Taille und wie gebührlich zwischen Hand und Taille das Taschentuch.

Es ward ihr heiß und kalt. Einen Moment gingen ihre Augen wie hilfesuchend im Kreise herum. Dann faßte sie sich.

War das denn Zufall? Konnte das denn Zufall sein? Sie, die sonst begehrteste Tänzerin, um die man sich riß, die von einem Arm zum andern flog, die sich kaum retten konnte? Also war es ein Komplott?

Das Lächeln fror auf ihren Lippen fest. Sie hätte nach draußen stürzen mögen, aufschreien. Aber dann merkten die andern es nur.

Die Burschen taten, als wäre sie überhaupt nicht da. Allmählich wurden auch die Mädchen aufmerksam. Immer öfter streiften sie die Blicke, bald forschend, erstaunt, bald schadenfroh, bald mitleidig.

Wie auf Nadeln saß sie. Ein Tanz nach dem andern brauste durch den Saal. Immer heißer wurden die Gesichter, immer wilder klang das Stampfen und Juchzen, immer höher warfen die Burschen ihre Dirnen. Als ob sich aller eine tolle Lust bemächtigt hätte! Und die Geiger geigten drauf los, als gelt' es, den Himmel zur Erde zu spielen — o, wie süß und sündig und wild das scholl!

Eine Sekunde dachte Pellascha Cisielska, ihr vergingen die Sinne. Wie ein höhnisches Kreischen gellte ihr die Musik ins Ohr und die Mädchen hatten alle lächelnde Fratzen — natürlich. Pan Bartek Chalina engagierte sie alle, eine nach der andern, und man sah es, wie dann stolze Freude ihren Busen hob, wenn der „Held" kam, der Türkenführer, der freie Mann! Die Augen leuchteten nur so.

Übermächtig drängten Haß und Wut auf Pellascha ein. Wo sie hinsah, immer nur er! Um *sie* kümmerte sich keiner. Zuerst hatte sie noch jeder beachtet, jetzt aber war das schon etwas Altes — kein Blick verlor sich zu ihr.

Ihre Finger krümmten sich, als wollten sie kratzen. Ein paarmal schon hatte sie aufspringen wollen und hinausstürzen in das Dunkel des frühen Abends — sie wagte es nicht. O heilige Jungfrau, gebenedeite

Mutter Gottes, nur einmal diesem Siebenschläfer das Gesicht zerkratzen und zerbeißen, daß das Blut rann! Daß er schreien müßte vor Schmerz! Dann konnte er sie schlagen und töten!

Und immer die Musik, und immer das Juchzen und Stampfen —

Ihre Gesichtsmuskeln, die sie bisher zu dem krampfhaften Lächeln angehalten, verzerrten sich in jäher Spannung.

„Pellascha!" rief Veronika, die es sah.

Nur fort — fort von hier! Und ohne Besinnen, wie ein gehetztes Tier, flog sie mitten durch die Tänzer, keuchend, atemlos. Ihre Schulter streifte den Türpfosten — es war ein plötzlicher Schmerz! Nur fort!

Und so stürzte sie hinaus in den Abend. Kalt fuhr ihr der Sturm um die Stirn. Sie dachte nichts, wußte nichts. —

Ein Schatten ihr nach. Die Allee war lang. Noch in der Allee holte er sie ein.

„Pellascha!"

Wie angewurzelt blieb sie stehen.

Bartek Chalina — er mußte seine Tänzerin sofort im Stich gelassen haben.

Jetzt war er neben ihr.

Da überkam es sie wie ein Rausch des Hasses. Mit einem kurzen Schrei sinnloser Wut, einem Raubtierschrei, sprang sie ihn an. Er fühlte einen Schmerz an der Backe . . .

Aber wie der Blitz hatte er sie gepackt. Seine Finger legten sich um ihre Handgelenke.

Es war ein keuchendes Ringen zwischen ihnen. Sie berührten sich nicht. Nur ihre Hände und Arme.

Der Haß gab dem Mädchen immer neue Kräfte. Jedoch Bartek Chalina stand unerschütterlich. Wie Eisenklammern waren seine Finger.

Keiner sprach ein Wort. Nur das Keuchen verstärkte sich. Ihr heißer, hastiger Atem traf ihn. Auch fühlte er, wie das Blut, vielleicht nur ein Tropfen, über seine Backe rann — ganz warm!

Und droben dazu der Frühlingssturm, unter dem die Bäume in der Allee sich wie Fächer bogen — unvermittelte Akkorde einer Riesenorgel, wilde Oster- und Auferstehungschoräle! Das Alte und Morsche brach, sieghaft erhob sich das Neue. Und war ein Brausen und Krachen und Pfeifen, das immer heftiger ward.

Immer heftiger rang Pellascha Cisielska. Und da kam der Zorn auch über den Siebenschläfer. Als wollte er die Knöchel zerquetschen, drückte er sie zusammen und hernieder. Mit halb verbissenem Wehlaut sank das Mädchen in die Kniee.

Sie wehrte sich nicht mehr. Ihre Muskeln wurden schlaff. Bartek Chalina fühlte es. Er ließ sie los und trat einen Schritt zurück.

Auf den Knieen blieb sie liegen, als fehle ihr alle Kraft, aufzustehen. Und dann fing sie an zu schluchzen. Sie weinte heftig wie ein Kind, es schüttelte ihren ganzen Körper.

Bartek Chalina sagte nichts. Er ließ sie gewähren. Er hatte die Arme über der Brust gekreuzt, sah auf sie herab, hörte das Brausen des Sturmes und dazu ihr heißes Schluchzen. Allmählich ward es ruhiger.

„Steh auf!“ sagte er.

Sie gehorchte sofort, wie unter dem Bann eines stärkeren Willens.

„Wir wollen warten, meine Liebe, bis du dich beruhigt haſt.“

Sie neigte demütig das Haupt.

Und nun gingen ſie auf und ab in der Allee, wohl eine halbe Stunde. Am Graben feuchtete er ſein Schnupftuch an und preßte es ihr ſacht gegen die Augen. Dann kühlte er die geringfügige Kratzwunde in ſeinem Geſicht. Sie brannte etwas.

„Und nun werden wir zurückgehen,“ ſprach er, „und wir werden tanzen.“

Sie ſchien zu erſchrecken. Aber dann klopfte ſie ſich mechaniſch ihr Kleid ab. Die friſche Luft hatte ihre Wangen gerötet, von den Tränenſpuren ſah man nichts mehr.

„Es iſt beſſer, ich gehe voraus.“

Er holte tief Atem und trat in den Tanzſaal. Die andern waren längſt wieder beim Vergnügen. „Ich habe Unglück gehabt, man ſoll nicht ſagen,“ rief er zum „Studenten“ hinüber, daß jeder es hören konnte. „Dem Pan Wirt werde ich eine Rechnung ſchicken. Man kann ſich ja das ganze Geſicht an dem Nagel draußen zerreißen.“

„Bruder,“ fragte Lucian pfiffig, „war er roſtig? Es kann eine Vergiftung ſein.“

„Sieh nach!“ gab ihm Bartek Chalina kurz zur Antwort.

Eben begann ein neuer Tanz, als Pellaſcha eintrat. Ohne weiteres ging der Siebenſchläfer auf ſie zu.

Wieder hingen aller Augen an den beiden.

Pellaſcha Ciſielska ward rot. Wie eine Tulpe, dachte Lucian. Aber dann pfiff er durch die Zähne: „Hallo, der Nagel war nicht roſtig geweſen! Seht nur, wie folgſam ſie iſt! Und wie ſie tanzen!“

Sie paßten zusammen, das konnte man jetzt so recht merken. Einen Augenblick verfolgten die andern das Paar. Dann jedoch dachten sie wieder nur an das eigene Vergnügen. Und von jetzt ab riß man sich um Pellascha. Sie kam kaum zum Sitzen. Jeder zweite Tanz aber gehörte, wie auf stillschweigende Verabredung, dem Siebenschläfer.

Es ward später. Was tat es? Heute war Feiertag, und damit basta! Pellascha erwachte allmählich wieder aus ihrer Versunkenheit. Und als sie wieder mit Bartek Chalina durch den Saal fegte, hatte sie ein seltsames Gefühl.

Wenn ihr jetzt jemand zu nahe käme — er war doch stärker als alle übrigen. Ihr konnte nichts passieren. Sie fühlte sich plötzlich so frei, so sicher . . .

Unwillkürlich erhob sie den Blick und ließ ihn schweifen. Ihr war, als sähen die Mädchen mit neidischen Augen auf sie. Das machte ihr eine heimliche Freude.

Und fast unbewußt drängte sie sich fester an ihren Tänzer.

Es war selbstverständlich, daß kein andrer sie auch nach Hause brachte. Sie galt schon als sicheres Eigentum des Siebenschläfers. Als sie beide vor die Tür traten, hatten sie dabei kaum ein vernünftiges Wort gesprochen.

Draußen war es stiller geworden. Wie erschöpft hatte sich der Sturm gelegt. Nur ein kühles Wehen strich manchmal um ihre erhitzten Gesichter.

„Bei der heiligen Jungfrau, wie kalt es ist! Wenn man so getanzt hat —"

„Wir wollen schneller gehen."

„Nun, mein Täubchen, ich denke, du könntest dich einhängen, was meinst du?"

„Ich könnte mich wohl einhängen," gab sie zur Antwort und legte ihre Hand in seinen Arm.

„Ja, es war ein schönes Vergnügen."

Er schnalzte mit der Zunge. Die Wolken droben zogen dunkel vorüber. Eine drängte die andre. Auf Augenblicke trat der Mond hervor.

Dann waren sie vor dem Schloß angelangt. Sie standen sich an der Hinterpforte gegenüber. Das Mädchen hatte den Kopf gesenkt.

„Nun, meine Liebe, es ist doch richtig mit uns, he?"

Sie wurde glühend rot.

„Wenn du meinst," sagte sie.

Statt aller Antwort legte er den Arm um sie und zog sie zu sich heran. Sie schloß die Augen. Das Blut durchjagte ihren Körper. Ihre Kniee zitterten, als müsse sie wieder zusammenbrechen wie heute abend in der Allee. Jäh stieg ihr fast der Wunsch auf, er möchte sie wieder besiegen.

Aber er küßte sie nur. Sie küßte ihn wieder. Und dann ging sie.

Doch bei der Küchenlampe, die trübe vor ihr blakte, saß sie noch eine Weile wach, während sie die Nadeln aus ihrem Haar zog. Nun war es trotz allem so gekommen, wie sie es nie gedacht. Es war nicht zu ändern. Er war der Unbesiegte, der Held, der Stärkste unter allen Menschen. Die heilige Jungfrau hatte es selbst so gewollt; sie hatte ihm Kräfte verliehen und ihm beigestanden. Da konnte sie sich nicht wehren.

An Waczek dachte sie kaum. Oder nur mit verächtlichem Lippenkräuseln. Er hatte keine Achtung

mehr unter den Burschen. Da konnte es ihr kein Mensch verdenken, wenn sie ihn nicht mehr liebte.

Und wenn er sie bedrängte, wenn er morgen, übermorgen kam und sie zur Rechenschaft zog?

Pah, dann würde sie antworten: „Wo bist du gewesen, mein Lieber, als die Türken kamen? Wo bist du gewesen, als niemand im Schützenhaus mit mir tanzte? Wo bist du gewesen, als Bartek Chalina mit mir rang? Dorthin gehe gefälligst auch jetzt!"

Und wenn er sie daraufhin bedrohte?

O, sie wußte einen, der sie beschützen konnte. Einen Unbesieglichen, einen Helden, den Stärksten unter den Menschen . . .

Sie war sehr müde. Und lächelnd schlief sie ein.

Am nächsten Morgen hatte sie einen dumpfen Kopf, und die Handgelenke schmerzten. Nie jedoch war ihr ein Schmerz solch ein — ja solch ein Vergnügen gewesen.

Mit den Eimern klappernd ging sie zum Fluß. Wieder stand sie auf der Schöpfbank. Wieder legte jemand kräftig den Arm um ihre Hüften.

Aber in der ganzen Stadt hörte niemand davon, daß sie diesmal sich gewehrt und geschlagen hätte . . .

* * *

Anderthalb Jahre später. Die Kartoffelernte war im Gange. Sonnig und hell war der Herbsttag.

Anton Pluczinski kam die Chaussee entlang. Plötzlich blieb er stehen.

„He, Pani, guten Tag! Nun, wie steht es?"

Auf dem Feld richtete sich ein junges Weib auf und legte die Hand über die Augen.

1.ll 135/ge

„Pan Pluczinski? — Seht, seht! Nun, man muß zufrieden sein. Was hilft das Klagen."

„Klagen?" schrie der „Student" hinüber. „Versündigt Euch nicht an den lieben Heiligen, Pani. Habt Ihr nicht erst im Frühjahr den besten Acker zurückgekauft?"

Er verstand die Antwort nicht.

„Und was macht der Pan Chalina?"

„Der jüngste?"

Anton Pluczinski schlug auf seine Hose, daß es klatschte.

„Das muß ich sagen," lachte er, „zu Späßchen seid Ihr aufgelegt. Ihr habt einen kräftigen Jungen — Gott segne Euch! Allerdings, wer Gymnasialbildung hat — man konnte es nicht anders erwarten, Pani Chalina!"

Ihr helles Lachen kam durch die klare Luft. Dann nickte sie dem Burschen zu und schwang die Hacke von neuem.

Morgen war Sonntag. Dann zog man den Wagen aus dem Schuppen, sie setzte sich hinein, Bartek kutschierte, und heidi! ging es vorwärts! Es war ein Staat.

Denn vor dem Wagen liefen die beiden besten Pferde der Welt: Johann Sobieski und Fürst Poniatowski. Sogar der Inspektor, der Freund, sagte es.

Pani Pellascha lächelte stolz. Sie war in den anderthalb Jahren eine würdige Chalina geworden.

Ende.